

# SPIEGELWEG

Nr. 32

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1903

## Die Furcht vor den Unterirdischen.

Erzählung aus Südtirol von Richard Bredenbrücker.

(Fortsetzung.)  
Die Guntshöller beirte der Einwand nicht. „Die Gäst' heut' sind schlimmer wie's Vieh!“ knurrte sie weiter. „Jesse, werb' ich scheuern müssen, bis ich die Stuben wieder halbiwegs rein bring'! Fünf von meinen Kindern hab' ich bereits zu Bett

mir einst nicht in's Gericht! Ich trag' meiner Seel' nicht schuld, daß beim Guntshöller-Much heut' Alle im Verwickelungszustand sind. Seit sechs Tagen wünsch' ich den Neuen in die tiefste Höll'. Wär' er heut' früh Ratzengift geworden, würd' ich mir 'ne

von Schreien, Lachen, Juchzen oder Singen durchgelster Lärm drang den Eintretenden entgegen. Bei jedem Tritte knüpferten schlankweg auf den Boden geworfene dürrere Kastanienhälften unter ihren Füßen und brachten sie in Gefahr, auszgleiten. Dicer



Littauischer Bauer im Triebsand.

Nach einer Originalzeichnung von E. Thiel.

gebracht; sie waren fast betrunken; 's ist 'ne Schand! Die zwei ältesten Mädchen müssen die Stellnerinnen spielen. Was für Nieden von den Schluchbrüdern, dem Gefindel, sie zu hören bekommen, wirst ahnen! Ha! Morgen führ' aber ich wieder 's Regiment im Haus: da kriegen meine Leut' zur Buß' nur als ganz verschissenes Essen, und beten müssen sie mit mir für die heutige Sünden, bis sie in Schweiz kommen! ... O mein Herr und Gott, gehe mit

Trommel leihen, sie schlagen und dazu 's ,Tedeum' singen . . . Planaijer, hörst den Spektakel in den Stuben? Ja ja, siebenmalshunderttausend Teufel haben drin 'nen Pferch für ihre Beute aufgestellt — Jesse, Maria und Josef, und mein Mann ist der Teufelsoberpriester!"

Das Bild, welches die Guntshöller von ihrem Heime entworfen hatte, entsprach im großen Ganzen ziemlich der Wirklichkeit. Wüster, für Augenblicke

Tobaksqualm, den das durch die kleinen, geschlossenen Fenster hereindringende gebrochene Tageslicht als bläuliche Lichtbalken querte, füllte die Küche und Stuben. Erst sobald die Augen an das Zwielicht sich gewöhnt hatten, gewahrten sie etwa fünfzig stark angeheizte Männer und Weiber auf Stühlen, Wandbänken, Fensterbrettern und droben auf dem Ofen, auf dem Küchenherde sitzend — kurzum, wo just Platz war; ja, einige hatten sich's sogar auf

den Dielen des Fußbodens bequem gemacht. In der Küche quälte ein Bursche die Ziehharmonika; in den Stuben spielten zwei Männer, jede eine andere Weise, auf verstimten Gitarren. Bald da, bald dort tanzelten Gantschöller und dessen halbwüchsige Töchter umher. Jeder Gast schrie, als seien seine Nachbarn taub. Die weissen tranken schlaukweg aus der Flasche. Andere benutzten Kassetassen, diese Schalen, ja sogar kleine Blumenvasen oder notdürftig gereinigte Aschenbecher als Trinkgeschirre.

„Für uns zu Dritt bringst 'nen halben Liter und für zehn Kreuzer Kastanien,“ beantragte Sins eines der Gantschöller Mädelchen.

„Spaßen brauchen uns nicht heimzusuchen!“ lachte sie ihm aus. „Unter 'nen Liter wird hent' überhaupt nicht abgegeben.“

„Gut, den zwingen wir an.“

Daherum gefüllt mit's garnicht,“ gestand Bittl, nachdem nun endlich Platz gefunden hatte.

„Wir schon,“ meinte Franze.

Es dauerte nicht lange, so sah sie drüber in der Küche Bekannte sitzen. „Gehen wir hinaus,“ schlug sie nun vor. „Dort geht's lustiger als hier zu.“

Sins schüttelte den Kopf. „Dranzen müssten wir vor'm Niederschlag erst wieder 'ne Welt herumscheiden.“

„Das bild'st Du Dir blos ein.“

„Da, trink' und iß! Weißt, hent' mag ich nicht streiten.“

„Du, wenn Du meinst, ich gehorcht' Dir dadrin, bist irr! Um mich zu unterhalten, nicht um mich zu nötigen, bin ich zum Törfeln gegangen!“

„Ich bitt'“

„Kusch' Dich! — Fahr' mein wegen 'nen Hund an, aber nicht mich! . . . Jetzt schon' ich in die Küh! Plagt Dich die Sehnsucht, weißt, wo ich bin.“

Damit stand Franze auf. Sins und Bittl blieb nichts übrig, als ihr zu folgen.

„Gärtler-Mädel, geh' daher!“ — „Hier sind lustige Brüder!“ — „An Weibern fehlt's uns so!“ scholl es vom Rückenende.

„Sackerlot, wen seh' ich da!“ jabelte Franze. „Grüß Gott, Achholzer-Barbel! Grüß Gott, Rappold! Habt's Eure Alten daheim gelassen? Wie geht denn 's Leben? Gut? Das freut mich. Wie ich haue? Ich dank' der Nachfrage. Halt mittelmäßig. Schau, und dort hocken der Wielander-Zedl und der Ladstätter-Alaudl! Freut' ohne Schatz? Wie denkt' Euch der Neue? Gelt, 's ist ein Guter? So, Buben, nun rückt ein bissel zusammen, damit ich mich zu Euch setzen kann. Barbel und Rappold, Euch hat meine Ned' auch gegolten! Zu Euch dürfen Kemp und die Plommer sich mein wegen setzen.“

Bald war sie vom vielen Bescheidetrünen ebenso angeheitert wie ihre Bekannten. Ohne um Bittl und Sins sich zu kümmern, setzte sie sich mit Wielander und Ladstätter, zu denen irgendwischen andere Burschen sich gelegt hatten. War sie um eine Ursache zum Tanzen verlegen, dann bewarf sie den ersten Besen in ihrer Nähe mit Kugelnenschalen.

„Ich bitt' Dich, las' uns jetzt gehen,“ räunte Bittl Sins nach geruhter Weile zu, als es auf's Dorfmauer ging. „Ich mein', der Wein hat mir bereits 'nen kleinen Vorhang gemacht.“

„Gut,“ nickte er. „Franze, jetzt ist Feierabend.“

Diele schaute ihn verwundert an. „Jetzt willst' schon gehen? Schau, ich bin gerad' in der besten Unterhaltung.“

„Bittl, mein' ich, hat Angst, keckl' kommt' die Lamp' nicht recht anzusehen. Mit seiner Latschspack' geht er auch leichtfertig um. Weißt, neuer kommt bald mes.“

„Haha, das verschlägt mir nie! Der Stiefmutter, der Spielverderberin, ihr Kalender ist überhaupt mit einer jüngster Farbe gedruckt worden. 's ist kann' sein.“

„Ich bitt' Dich, kommt.“

„Die Plommer soll mir allein heimgehen. Den Weg wird sie wohl noch finden!“

„Schau, später mögen wir auf beitrunkenes Boll.“

„Gag' gug', das sind alles lustige Leut! Hent haben wir Rottwand. Reindiswegn bringt Da sie

heim — ich komme' dann in 'nem Stündchen oder zweien mit Wielander und Ladstätter nach.“

„Das Geschäft besorgen wir gern!“ — „Haha, mehr wie gern!“ lachten die beiden Burschen.

„Ich dank' Euch für den guten Willen,“ erwiderte Sinl ihnen fest, ohne in spöttischen Ton zu versallen, während er Franze beim Arme nahm und aufzog. „Wär' sie nicht meine Braut, wüßt' ich nie darüber zu sagen. Mädel, schau, die Müller ist schon vorausgegangen. Bist' nun fertig?“

„Ich bleib' noch!“ trockte Franze.

„Still bist! Mitzukommen hast! . . . Gute Nacht allmteinand! Schlaf gesund!“

„Gute Nacht!“ . . . „Gebt auf den Weg acht!“ . . . „Träum was Gutes!“ — „Aufs Wiedersehen ein anderes Mal!“ rief man durcheinander den Beiden nach.

„Du, das zahlst Du mir!“ fauchte Franze. Sinl erwiderte kein Wort, allein die Hast, mit der er die Lust einnahmte und wieder aussieb, bezogte, daß es in seinem Innern kochte.

„Gerad' als wärest Du der Bauer und ich Deine letzte Magd, hast mich vor Wielander und Ladstätter angefahren! . . . Nie, gar nie geh' ich noch einmal mit Dir in 'ne Wirtschaft! . . . Dein Lehrbub' ist zu bedauern! . . . Ich krieg' jetzt schon 'ne Gänsehaut, wenn ich bedenk', daß ich vor Lichtmeß Deine Frau werden muß. Aber ich —“

„Der Neue ist für Dich nie, das merk' ich,“ unterbrach er sie mit erzwingener Kälte. „Morgen früh wirst 'nen kleinen Krähenjammer haben, aber hoffentlich anders als jetzt denken.“

„Haha, ich vertrüg' den Neuen nicht? Du Narr! Was ich eben geredt hab', sag' ich, solang' ich leb'!“

„Ich bitt' Dich, schweig!“

„Meinst, Du könnest mir weismachen, Kölbi verständ' nicht, mit der Pfeif' umzugehen? Haha, der rautet Dich Schwächling unter den Tisch! . . . Von mir aus hätt' die Stiefmutter, die Streit-einföderin, sich zehnmal in Deinen Arm hängen dürfen — hihihi, dann hätten ihre zwei Unterirdischen sie gewiß nicht unterwegs aufgefressen! . . . Sag' wünscht', die Berg' drüber höben stracks 's Gehn an. Sie sollten allmteinand' daherkommen und auf mich pumpen — dann wär' ich zufrieden! . . . Was hab' ich denn von meinem jungen Leben? Mir, rein gar nie — hihi, der Schatz, den die Plommer abgesägt hat, zählt für mich nicht mit.“

„Auf dem Fleck bist still, sonst gehen der Skaz' die Haar' aus! Solche einfältige Ned' mag ich nimmer hören!“

„Meinetwegen, ich gehe gern ohne Dich heim und red' mit den Steinen. Sie begreifen doch besser als Du, wie 's in meinem Herzen ausschaut.“

Damit sprang Franze ein Stück nach vorne, um der ihr läppigen Begleitung entgehnen zu sein.

„Bei uns bleibt!“ brauste Bittl auf.

„Läß sie mir gehen,“ wehrte Sins ab. „Ich lass' sie schon nicht aus den Augen.“

Sins grüßt nach Bittl's rechter Hand und flüsterte: „'s ist ein Kreuz mit dem Mädel!“

Nur ein tiefer Seufzer war Bittl's Antwort.

„Du hättest Dich nicht so angestellt,“ begann er nach kurzer Pause von Neuem.

„Wie, gar nie!“ hängte sie.

„So, der neue Wein macht's Herz locker und aller Unzach' d'rin kommt aus dem Munde.“

„Halt's ihr halt zu Gut!, daß sie nimmer müßtern ist.“

Er ließ ihre Hand los. Ein Weilchen gingen sie stumm nebeneinander.

Dann nahm er wieder das Wort: „Mir wär 's lieber, sie gäb' mir hente den Laufspack, als daß wir wie hent' weiter bis Neujahr herumziehen und es erst kurz vor'm Aufgeboten zwischen uns zum Stock kommt.“

„Bitt' Dir das um Gottes Willen nicht ein,“ tröstete sie ihn. „Du, mein And'rer, wird ißt Menn.“

„'s Leben is der Höß wird dann, mein' ich, vom neuen wenig verschieden sein.“

„Pappelapapp! Wie 'ne Euch' ausgeht, weiß Seiner borher.“

„Feder von uns Zweien wird den Tag herbei wünschen, wo der Andere tott und er wieder frei ist.“

„Schau nicht schwarz in die Zukunft!“

„Ha, so wird's wohl kommen! . . . Die Wahheit ist allerdings ein widerwärtiger und verschlissener Brei — pah, sie sättigt wenigstens, was ein mißverstandener hoch aufgeblasener, langer Darin nicht thut . . . Ich glaub'; seit's Mädel und ich Brautleut sind, wirst' wohl gemerkt haben, wie hart u in ihr auszukommen ist?“

„Ja, zu meinem größten Leid. Und Dein Weib darf mal mit gutem Recht alle Tag' unserem Herrn auf den Knieen für die Gnad' danken, die er jemals Dir erwiesen hat.“

Er legte die Rechte auf ihre Schulter. „Der Besser vom Luks, der versigte Neunundneunzig!“ gescheite, hat einst viel vor Gott zu verantworten!“ knurrte er.

Sie schluchzte leise.

„'s ist wirklich jammerschade, daß Du zwei Männer auf dem Friedhofe hast,“ fuhr er in gedämpftem Tone fort.

Sie seufzte: „Ich bin daran nicht schuld.“

„Wie die Heiligen im Himmel haben sie's gewiß bei Dir gehabt! . . . Den Dienst ringsum wird der Mond bald fressen . . . Ich mein', die Nacht wird's frieren.“

„Jesse, Maria! Dann gingen mir ja die sechs Nosenböck', meine größte Freude, zu Grunde, die ich vergangenes Jahr von Innsbruck hab' kommen lassen! Sackerlot, dann wird' auch ich mal recht wild . . . Weißt, der Knecht hat sie noch nicht unter Streu niedergelegt, weil der Pfarrer, wie er am Freitag vorbeigegangen ist, gemeint hat, hener hieß' die warme Witterung unselbar bis Martini an.“

„Auf dem sein Schwätz geb' ich gar nix; ihu trifft die meiste Schulb an unserem Glück.“

„An unserem?“

„An Deinem hab' ich sagen wollen. Er hätt' Dir damals vom Luks stärker, als er's gehabt hat, abreden und Tous Dir ganz verecken sollen: auf die Weiß' würst' nicht zu den zwei Unterirdischen gekommen.“

„Eigentlich hast nicht unrecht . . . Ich sag' nicht zu viel, wenn ich behaupt', daß seit dem Wettern vom Pfarrer nach meiner Verlobung mit Dir mir's noch immer im Kopfe wirbelt — mindestens 'ne halbe Waschwamm' hab' ich seither vollgeweuht.“

„Ja, ja, Du und ich hätten gut zusammengepaßt.“

„Das wollt' ich mit meiner Ned' eben gerad' nicht andeuten.“

„Bittl, hör'! Können wir Zwei wirklich nimmer miteinand' einig werden?“

„Jesse, Maria und Joseph. Bist etwa gar ein Türk', der zwei Weiber auf einmal nehmen darf?“

„Ich hab' ja nur gemeint . . . schau, ich hab' halt gedacht, ich könnte' . . . ich mein', 's wär' am gescheitesten, daß ich . . . wenn ich —“

„Jetzt hast Franze als Braut! Und damit basta! Gleich morgen früh bestell' ich einige Meilen, damit unser Herr ihr endlich ein Einsehen verleiht.“

„Was hat 's Mädel auf einmal?“ fuhr Sins erschrocken auf, als Bittl kaum zu Ende gesprochen hatte, und sprang, von ihr gefolgt, vorwärts. „Mit wem redet sie denn? Ist das vorn nicht ein Mann? Wart, der kriegt's mit mir zu thun, falls er sie belästigt!“

„Bitt', jetzt nicht streiten!“ flehte Bittl.

Bei Franzen angelangt, stieß Sins ein schrilles Lachen aus. Der Mann, der auf der Böschung hockte und ihn blöd anstierte, war Christoforus Battiner, ein verkrümpter Kunde, der jeden Kreuz in's Wirthshaus trug.

„Ich bitt' mir was — alle guten Leut' schließt' ich in's Gebet für die armen Seelen ein,“ bettete Sosil und hielt mit einer Hand seinen fettigen Sint-Rumpf entgegen. „Wer 'nem Armen was gibt, beschert sich selber.“

„Pappelapapp, auf Betrunkenen hört unser Herr nicht!“ knurrte Sins. „He, wieviel Schenken hast Du hent' bereits heimgebracht?“

Der Alte lächelte: „Mein, heut ist mir's gar nicht besonders gegangen. . . . Am drei Gulden hab' ich nach der Frühmess noch gehabt — haha, jetzt sind sie futsch! . . . Sakaradi, jede Geldsort machen sie hierzuland' rund! Vierzig Gulden liegen nicht fort. . . . Gottskreuzdividomine, der Wein ist viel zu theuer! Ich mach' hirtig' ne Revolution — wer Freiheit ist, steht zu mir —, damit alles Wasser aus der Welt geschafft wird! . . . Gute Leut', ich hab' mir was — ich schließ' Euch auch in's Gebet für die armen Seelen ein.“

„Du bist schon ein ganz Schlechter!“

„Hih!, wer hat denn ausgemacht, was gut und was schlecht ist? Die Stärkeren — der größere Laufen können wir auch sagen. Und wer hat sie zu der Sitzung einberufen? Sie selbst. Kein Anderer: Haben sie etwa die Klugheit in Pacht gehabt? Kein Schein! Ich war nicht dabei, wie sie dazumal ausgemacht haben, was für gut und was für schlecht gelten soll. Darum schau' ich nur das für schlecht an, was mich nicht freut. Ja, Leut', ich bin ich, und ich feier' die Feiertag', wie's mir just paßt.“

„Du könnest gut noch arbeiten, wenn Du möchtest.“

„Lilala, ich mag Anderu's Brot nicht wegnehmen, was sie schon hart genug mit der Arbeit finden. Nein, ich gräm' mich nicht groß, daß mir die Lustigkeit fehlt; hab' ich 'nen Rausch, vergess' ich halt mein Glück. Lilala, red mir nimmer von der Lustigkeit — hihih!, von ihr wird hentzüg' keiner fert!“

„Mit den albernen Sprüchen wäschst Du Dich nicht weiß.“

„Gebt mir zehn Kreuzer für Batliner,“ bat Franz Bittl.

„Ich hab' s Geldtaschel daheim gelassen,“ wich diese aus.

„Nemup, dann leih' Du sie mir.“

„Mir da!“ schüttelte er den Kopf. „Sosil soll sich hirtig' heimtrollen.“

„Ich verlang' s Geld von Dir!“

„Gehen wir weiter. Weißt, 'ner Sünd' soll man nicht auf die Strümpf' helfen. Komm! Dein Mitleid mit dem Schluckbruder ist fast 'ne halbe Sünd'!“

„Seht ist der Käf' zertrüht!“ schrie Franz. „Nur räum' ich meinen Mund aus! Sosil ist mir hunderttausendmal lieber als Du!“

„Komm!“ zischte Sinl.

Batliner lachte: „Da schau' die Biel! Hihih!, ich steh' den Mädeln noch an! Haha, wegen mir streiten sich Liebesleut! Lilala, mir ist's gleich! Wer mir was giebt, den schließ' ich halt in's Gebet für die armen Seelen ein.“

„Franze, komm! Kannst nicht hören?“ drängte Sinl zornig.

Doch sie lachte: „Mann ist Mann — jedes Eisen wird mal rostig. Wielander und Ladstätter sind freilich schnüchter als Sosil — pfui! Pfui!, Nemup, an! Dir hab' ich verschiedene weiße Haar' entdeckt.“

„Geh jetzt!“

„Du darfst mir viel vorsprechen! Wenn Sosil mich mag, nehm' ich ihn Dir zu Trutz auf dem Fleck! Ob ich Dich heut' oder erst in ein paar Wochen Deiner Weg' schic', bleibt sich ja gleich.“

„Bring' Du sie heim,“ bat Sinl mit vor Erregung zitternder Stimme die Planauer. „Hab' mir's nicht für ungut, daß ich nicht mitgeh'. Weißt, lang' genug hab' ich an mich gehalten — jetzt ist mir aber der Geduldssaden gerissen.“

„So dürfen wir nicht aneinand' gehen!“ flehte Bittl ihn an.

„Schau', 's geht nicht anders. Etwas muß ein Mensch auf seine Ehr' halten — mir ein ganzer Herr läßt sich unter's Hundsfutter werfen. Mit mir und Franzen ist's natürlich nun aus, für immer aus . . . Gute Nacht, Bittl!“

„Bleib' mir zulieb!“

„Du verlangst zu viel. Gute Nacht!“

„Sinl, bring' wenigstens mich heim!“

„Gute Nacht!“

„Lasst ihn nur rennen, den Rechthaber, den Überstolzen!“ lachte Franz hohes. „Uhu, jetzt bin ich ledig und los wie 'ne Schnecke auf dem Moos!“

(Schluß folgt.)

## Der Lichtenhthus bei den Germanen.

Von Karl Erler.

(Continu.)

In eine andere Welt führt uns die Fort- und Umbildung des Sonnenmythus und der Heldenage, das Nibelungenlied. Es ward um das zwölfe Jahrhundert nach im Volk lebenden Gesängen wahrscheinlich von einem dem österreichischen Geschlecht der Kellenberger zugehörenden Ritter verfaßt. Schon der Übergang von der Alliteration zum Reim deutet auf die tief eingreifende, intellektuelle und kulturelle Entwicklung, die das deutsche Volk in der Zwischenzeit durchlebt hat. Die Stürme der Volkerwanderung hatten die germanischen Oststämme aus ihren Sizien gerissen und in das römische Reich geworfen, Hunnen, Magyaren und die skandinavischen Wikinger hatten das Land verheerend durchzogen, der Merowinger Herrschaft und Karls des Großen Kaiserthum waren dahin, das Stammesherzogthum erwachsen und in langen Kämpfen mit den Sachsen- und Frankenkaisern behauptet, das Städtewesen entwickelt und namentlich im Westen zu größerer Bedeutung gelangt, die Zeit der Hohenstaufen, des Ritterthums und des Feudalismus und damit eine Land- und Eigentumsordnung herangetrieben, die von den kommunistischen Formen der Urzeit grundverschieden war. Der hohe und niedere Landadel war herausgebildet, der Stand der freien Bauern dagegen zum großen Theil in das Hörigkeitsverhältniß herabgesunken. Auf den Burgen der hohen Landherren spielte sich damals das geistige Leben der Nation vorwiegend ab, und dorthin sowie in die Städte am Rhein führt uns auch das Nibelungenlied.

Im Lande der Burgunden, so erzählt es, zu Worms am Rhein, herrschten die drei Könige Gunther, Gernot und Giselher. Ihre Schwester war Chriemhilde, deren Schönheit in allen Ländern gepriesen ward. Eines Tages zog Siegfried, König Siegmund's Sohn von Xanten, an ihren Hof. Nur Hagen, der vielerfahrene Dienstmann Gunther's, kennt den gefeierten Helden, der das Geschlecht der Nibelungen überwand und ihren unermesslichen Schatz, den Nibelungenhort, erbautete, der dem Zwerg Alberich die unsichtbar machende Larnkappe entriß und durch das Blut eines erschlagenen Drachen bis auf eine einzige Stelle zwischen den Schultern unverwundbar ward. Gegen das Versprechen, Gunther bei seiner Werbung um die Königin Brunhilde von Istein zu unterstützen, erhielt Siegfried, nachdem er den Burgunden bereits in einem Kampf gegen die Dänen und Sachsen beigestanden, die Hand Chriemhilde's zugesagt. Brunhilde war nämlich mit außerordentlicher Schönheit und Stärke zugleich begabt, und ließ jeden Freier tödten, der sie im Speerwurf, Springen und Steinschleudern nicht zu besiegen vermochte. Auf Isealand stellte Siegfried sich Brunhilde als Gunther's Dienstmann vor und bestand, unter seiner Larnkappe verborgen, an Gunther's Stelle den Kampf. In Worms fand darauf die Hochzeit Gunther's mit Brunhilde und zum Verdrüß der Letzteren auch Siegfried's mit Chriemhilde statt. Siegfried kehrte nun mit seiner Gattin nach Xanten zurück, wo Siegmund ihm die Herrschaft überließ. Nach zehn Jahren glücklichster Ehe folgten beide einer Einladung Gunther's nach Worms. Während eines Turniers gerieten die beiden Königtümer in einen unerquicklichen Streit über die Vorzüge ihrer Gatten, wobei die erzürnte Chriemhilde verriet, wie Brunhilde auf Isealand überwunden worden. Diese kann tödliche Rache, und auf einer eigens zu dem Zwecke veranstalteten Jagd ward Siegfried mit Gunther's Einverständnis von dem grimmen Hagen erschlagen. Auf Zurecken ihrer Brüder blieb Chriemhilde in Worms, und um sie, deren bisherige Sanftmuth und Milde nach der Mordthat einem

glühenden Nachdurst gewichen war, versöhnlischer zu stimmen, ließen diese Siegfried's Schatz ebendorf hin schaffen. Da Chriemhilde aber viele Spenden austheilte, und großen Anhang gewann, erregte sie Hagen's Misstrauen, der deshalb den Hort heimlich im Rhein versenken ließ. Schließlich folgte Chriemhilde der Werbung des Hunnenkönigs Ezel, dessen Weib sie ward. Und seit langen Jahren bereits war sie Königin im Hunnenland, da glaubte sie die Zeit gekommen, zur Ausführung ihres langgehegten Nachplanes zu schreiten. Feierlich lud sie ihre Brüder an Ezel's Hof, und diese leisteten der Aussforderung trotz Hagen's Warnung Folge. Kaum aber waren die Burgunden an Ezel's Hof gelangt, als Chriemhilde auch schon zur Ausführung ihres Vorhabens schritt. Ihre Wuth steigerte sich in's Umgemessene, als Hagen sich offen seiner Frevelthat an Siegfried rühnte und Ezel's und der Chriemhilde Sohn erschlug. Kampf folgte auf Kampf, bis alle Burgunden außer Hagen und Gunther gefallen waren. Dem als Gast an Ezel's Hof weilenden Dietrich von Bern gelang es zuletzt, beide Helden gefesselt vor Chriemhilde zu bringen. Diese gab vor, sie wolle Hagen das Leben schenken, wenn er den Ort verrathe, wo der Schatz versteckt sei. Hagen aber weigerte sich dessen, da er geschworen, die Stelle nicht zu nennen, so lange einer der Burgundenkönige noch am Leben sei. So ließ Chriemhilde ihren Bruder Gunther tödten; Hagen aber spottete ihrer, da jetzt nur er allein um den Hort wisse. Da trennte ihm Chriemhilde eigenhändig mit Siegfried's Schwert das Haupt vom Rumpfe. Doch auch sie ereilte das Geschick, da sie den Frieden gebrochen, den Dietrich den beiden Helden zugesagt. Von Dietrich's altem Waffenmeister Hildebrand zu Tode getroffen, sank sie neben Hagen's Leiche zur Erde.

Das Nibelungenlied zerfällt erschlich in zwei Theile, von denen der letztere den Untergang eines burgundischen Stammes durch die Hunnen zum geschichtlichen Hintergrunde hat, während nur der erste auf die Götter- und Heldenage zurückgeht. Allerdings sind die mythischen Beziehungen kaum noch erkennbar. Au die ursprünglich überirdische Natur Siegfried's erinnert außer dem Schatz nur noch seine Unverwundbarkeit, die Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen sowie der Name der Nibelungen. Seine ganze, an die ältere Heldenage gemahnende Vergangenheit, der Drachenkampf und die Gewinnung des Hortes fallen völlig aus dem Rahmen des Liedes heraus und werden von Hagen, da Siegfried sich zum ersten Male Worms nähert, seinen erstaunten Zuhörern lediglich erzählt. Von der Walküre sind nur die Kampfspiele auf „Ise“ land geblieben und das tödliche Geschick, dem jeder Werber verfällt, der sie nicht zu besiegen vermag. Im Uebrigen ist das Verhältniß Siegfried's zu ihr in der Darstellung des Nibelungenliedes durchaus unverständlich geworden und nur durch Zuhilfenahme der älteren nordischen Sage erkläbar. Der Mythe entstammt ferner die Gestalt Hagen's, welcher als Wodan und Höður der Göttersage in seinem tödverachtenden Trotz mit dem Högni des Heldenmythus, der ob der Qualen lacht, als man ihm das Herz aus dem Leibe schneidet, verwandte Züge zeigt.

Bergleicht man den Verlauf der Handlung im Nibelungenlied mit dem der Heldenage, so ergibt sich auf den ersten Blick, welch' gewaltigen Unterschiede die ehrechten Anschaungen im Volke inzwischen erfahren haben. Die Gudrun der Heldenage steht durchaus auf Seiten ihrer Brüder; um sie zu rächen, mordet sie mit eigener Hand den Gatten und ihre gemeinsamen Kinder. Die Chriemhilde des Nibelungenliedes dagegen opfert die Brüder und ihr ganzes Geschlecht dem Alindenken des erschlagenen Gemahls. Allenthalben zeigt sich im Nibelungenliede der Gaite als der alleinige „Herr“ der Frau; mit der Ehe ist sie völlig aus der eigenen Sippe heraus unter die Schuggewalt des Mannes und seiner Verwandten getreten. Allerdings hat auch das Nibelungenlied noch nicht jede Spur der alten Erinnerung verloren. Ihm ist Chriemhilde, weil sie die Hand an das eigene Geschlecht gelegt, eine

"Leufelume", die von Hildebrand verdienten Lohn Lohn erntet. Aber schon die ein wenig später entstandene Fortsetzung des Epos, die "Klage", läßt auch diese letzte Reminiszenz an das alte Sippenrecht fallen. Sie billigt Chriemhildens That, schließt sie doch mit den charakteristischen Worten, daß hem das Himmelreich gebühre, dessen Leben so in Eren ein Ende nimmt.

Im Nibelungenlied hat also das episch-historische Moment das mythologische nahezu völlig verdrängt. Und doch hat gerade diesem Letzteren, nachdem die Erinnerung an die Stürme der Volkerwanderung sich in der Volksphantasie verwischt hatte, das Volk sein sinniges Interesse erhalten und ihm ein Märchen gewandt verliehen, wie es poetischer der größte Dichter genügt nicht hätte erfunden können. Wer kennt nicht die Sage von Dorndöschchen, das, von der bösen Fee verwünscht, aus hundertjährigem Zauber schlaf durch den jungen König John erlöst wird? Wer weiß nicht, wie Schneewittchen bei den Zwergen den Nachstellungen der bösen Stiefmutter erliegt und nach dem Genuss eines vergifteten Apfels in tödähnlichen Schlaf沉睡 fällt, bis gleichfalls der König John kommt, um es zu neuem Leben zu erwecken? Schneewittchen und Dorndöschchen, die Königsjöhne in beiden Märchen aber sind die Gestalten der Frühlingsmythe, sind Sigurd und Brunhild der Heldenrage, Siegfried und Chriemhild des Nibelungenliedes. Der Blüthenhain, in dem Gerda den jungen Lichtgott begrüßt, ist zum waldumhügten Schloß, die Lohne, die Brunhilde's Hans umwallt, zur blühenden Rosenhede, die Eiszehen der Erde sind zu den geheimnisvollen sieben Zwergen geworden. Und selbst der Apfel, der Schneewittchen's Schlämmer verschuldet, hat tiefere Bedeutung und erinnert an den goldenen Apfel, das Zeichen der Fruchtbarkeit, das Sonn's Händen bei der Sommersonnenwende entflammt. Die Umwandlung der Schickhalsfrau in eine böse Stiefmutter aber geht bereits auf die heidnische Periode zurück, während die Feen in der Dorndöschensage deutlich den Charakter der Nornen bewahrt haben.

So hat das deutsche Volk die Lichthage, die einst den Kern seines religiösen Fühlens und Denkens ausmachte, durch alle gesichtlichen Handlungen hindurch, wenn auch in völlig veränderter Gestalt, noch bis in die Gegenwart erhalten und gerettet, wo sie dann unter dem Einfluß der deutschen Arierherrschaft in R. Wagner's gewaliger Lieddichtung "Der Ring des Nibelungen" ihre Auferstehung im alten Schwande feierte. Wohl ist es der christlichen Kirche gelungen, das Heidentum als einen Teufelsfall in jahrhundertelangem Kampf zu zerstören, aber die tiefe Sympathie, mit der die alte Mythologie im Herzen des Volkes wurzelte, vermochte sie doch niemals völlig zu unterdrücken, und heute erinnern nicht nur jene Sagen, sondern auch viele Sitten und Bräuche, die das Volk treulich bewahrt hat, ohne allerdings ihre eigentliche Bedeutung mehr zu ahnen, an die germanische Heldenzeit und ihren kampfgerufenen Götterglanzen.



## Die Bewohner der Sahara.

Von J. Wiese.

Was der Kaiserträger so und so viel Mal sein Gefühl gefüllt, so sagt er: „Ein anderer ist an der Reihe.“ und man hört den Ton des Kaisers. Das Bevölkerungsrecht zwanzig Männer hundert ist sehr höher in Ghadames; die Karava, die sich der Quelle bemächtigt haben, bezahlen daraus eine Summe von etwa 50000 Francs jährlich. Dieser Gebrauch, das Kaiser zu messen und zu verfassen, besteht in Djebel, in Tugag und in vielen anderen Orten. Das große Problem in diesen Dschelachen besteht darin, das große Mündungsloch zu finden, durch das das Wasser sich ergiebt, oder ihm neue Ausgänge zu geben. Seit vielen Jahrhunderten kennt man in der Sahara die Kunst, das Wasser aus der

Erde hervorsprudeln zu lassen. Die Mehrzahl der Brunnen, die Khargueh, die alte Dosen von Theben bewässern, sind das Werk von Architekten, die lange vor der Epoche lebten, in der Olympiodor ihrer Arbeiten Erwähnung thät.

Keine Saharaoase erfreut sich des Vorzuges Ägyptens: eines Flusses, dessen majestätisches und regelmäßiges Anschwellen dem Gefilde das nötige Wasser bringt. Nur wenige marokkanische Dosen werden von einem lebendigen Wasserstrom durchzogen, den man in jeder Jahreszeit ableiten kann; solche sind Tisnit, Tobra und die Region des oberen Draa, eines wunderbaren, ein Kilometer breiten und 150 Kilometer langen Gartens, der überaus dicht bebaut ist. Im Uebrigen kann man nur auf unbestimmt auftretende Wasserläufe und auf Bächchen unterirdischen Wassers rechnen und ist gezwungen, Flußdämme und Brunnen anzulegen, um dieses Wasser, das stets bestrebt ist zu verschwinden, zurück zu halten oder an die Oberfläche zu führen.

Bisweilen genügt ein natürlicher Flußdamm, z. B. eine Hügelkette, die man nur etwas ausbauen muß, um das Wasser in die Gärten zu leiten. Es kommt auch vor, daß die reichere Fluth des Wassers das stromabwärts gelegene Gebiet überschwemmt. Dann hant der Bewohner diese neuen Gebiete, die gewöhnlich „Mader“ genannt werden, an. Der Mader des Draa, oft mit Wasser auf eine Breite von 3 bis 4 Kilometer bedeckt, ist die große Hüfquelle der Leute dieses Landes. Bleibt aber Jahre hindurch der Mader trocken und unfruchtbar, so entsteht unter den Stämmen der Umgebung Hungersnoth. Im Ganzen ist mit Ausnahme einiger Dosen, durch die das Wasser sich von selbst freibt, der Anbau in der Sahara ein sehr prekärer. Hört aus einer oder der anderen Ursache die Bewässerung auf, so wird der Boden sofort hart. Die schönen Palmbäume vertrocknen und die verlassenen Gärten werden zu Wüsten. Der Saharabauer ist in der That der Sklave der Erde. Es ist nicht genug, daß er für die Palmbäume die Pflege aufwendet, die sie unzählig bedürfen, daß er Erde zu ihren Füßen anhäuft, um ihre Wurzeln zu schützen, daß er dreimal im Jahre ihre Stämme hinunterkettet, um die unruhigen Zweige zu entfernen und die Früchte zu ernten; stets muß er auf der Suche nach Wasser sein, das ihm entziehen will. Dämme aufwerfen oder neue Brunnen graben, unzähliglich die Kanäle ausräumen, in die der Schlamm dringt, gegen den Sand kämpfen, den der Wind zu Dünen aufbaut, und der oft die Palmen der Oase bis zur Krone begräbt.

Zu allen Zeiten hat der Nomade den Sehhaften ausgebeitet. Und auch heute lebt die Mehrzahl der Saharanomaden auf Kosten einer Oase, in deren Umgebung sie unherzlichen. In Tisnit überschreiten die kriegerischen Hirtenvölker das Gebirge, wenn der Herbst kommt, und holen sich ihren Anteil an Datteln, die die sehhaften Leute ernten. Die Tuareg haben ihre Smirhad (Reichtüre), Stämme, die jeder einem anderen Stamm verpflichtet sind, für sie einige Stellen Landes zu bebauen. Die wenigen Dosen, die in ihrem Lande erzielen, werden von diesen Smirhad unterhalten. Die Ahdjer-Tuareg lassen sich außerdem von Rhat und Ghadames ernähren; die Ahoggar erscheinen im Herbst in Tnat, um in Gestalt von Rora und Datteln die Ghefara, das Lösegeld des Sehhaften, zu empfangen. El Golea, Mettili, Quarqla sind die Stornkämmen der Shauanba-Araber. So fast allen diesen Dosen tragen die Bauern den bezeichnenden Namen Hammes (der Mann mit dem Hüten); sie erhalten thatsächlich nur den süßesten Theil dessen, was ihre harte Arbeit erzeugt. Der Nomade kommt und nimmt den Rest. Die Tyrannie der Tuareg von Ait Iafet schwer auf den Bewohnern von Bilma. Obwohl überall in dieser Niederung Wasser reichlich vorhanden ist, erzielen sie doch mit wenigen Datteln, gar kein Rora und fast kein Gemüse. Die Tuareg haben ihnen verboten, den Anbau zu betreiben, um sie zur Gewinnung von Salz zu zwingen. An Stelle dieses Salzes, das die „Herrn des großen Reges“ aufsuchen, liefern die ihnen Getreide, Kleidung und

Sklaven, die sie zu einem festen Preise kaufen müssen. Für den Preis dieser Knechtschaft leben sie nicht einmal in Frieden. Während der Weisheit der Tuareg kommen die Aoulad-Slim und nehmen alles, was ihnen in die Hände fällt. Andere Bewohner jener Gegend sind noch schlimmer daran. Da sie keine Saline haben, so werden sie oft durch Verwüstungszüge der Tuaregs und Araber heimgesucht, die Männer getötet, die Frauen und Kinder hinweggeführt. Es bleibt den Ungeschickten oft nichts Anderes übrig, als auf die hohen Felsen zu fliehen, die sich über ihren Dörfern erheben, und hier den Abzug der Verstörer zu erwarten.

Die Vorstellung eines gemeinsamen Interesses existiert bei diesen Leuten nicht. Sie fühlen sich nicht mit denen solidarisch, die in ihrer Nachbarschaft wohnen: sie sind die Leute eines Clans, und das ist Alles. Jede Oase ist in unversöhnliche Parteien gespalten, die immer bereit sind, die Nomaden oder selbst den Freunden zu ihrer Hülfe zu rufen. An Ursachen zu Streitigkeiten fehlt es in der Oase nicht. Es kommt oft vor, daß die Palmbäume das Eigentum eines Anderen sind, als der Boden, auf denen sie wachsen. Wer die Datteln erntet, wird beschuldigt, die Kulturen zu zerstören und zu zerstampfen. Der Eigentümer der Palmbäume hat weniger Wasser nötig als der Bauer, der Gemüse oder Obst baut; der Eine wird stets finden, daß man zuviel, der Andere, daß man nicht genug bewässert. Das Wasser, das man mit so viel Mühe misst, giebt oft zu blutigen Streitigkeiten Veranlassung. So stritten sich zwei Dörfer von Tiguig Wochen hindurch um den Besitz einer der Quellen der Oase; die eine Partei grub einen Graben, um das Wasser abzuleiten, die andere antwortete durch Auslegung eines unterirdischen Kanals; Kämpfe, Hinterhalte, Explosionen, Errichtung eines mit Flinten und Donnerbüchsen gespisteten Forts waren die Folgen dieses Krieges um eine Wasserquelle.

Die Herrschaft der Nomaden ist den Dosen verhängnisvoll gewesen; die Kulturen sind zurückgegangen. Von 220 Brunnen, die Khargueh zählte, sind nur noch 70 im Gebrauch. Eine große Anzahl von Quellen verliert sich in Sümpfe, und an vielen Orten bedeckt der Sand verlassene Felder und Dörfer.

Um die in der Algierschen Sahara verübten Verwüstungen zu beurtheilen, greifen wir auf das Zeugniß der Geschichte zurück. Der Zab war im ersten Jahrhundert eine blühende Gegend, die von der Stasse der Zenataberber bebaut wurde. Die Olive machte dort der Dattel und dem wunderbarsten Obst den Platz streitig; Bades, Lehuda, Tolga, Ben-Thous waren reiche, von Dörfern umgebene Städte, man betrachtete Biskra als eine Metropole des Maghreb. Südlicher zählte die Stadt der Beni-Quargla nur reiche Familien; Hunderte von Dörfern lagen in der Oase Qued-Nirh. Plötzlich kam jetzt die große arabische Invasion. 500000 Barbaren stürzten sich auf Afrika, und die Kriege zwischen diesen und den Eingeborenen begannen, um nicht mehr zu enden. Seit dem 12. Jahrhundert ist die Monarchie fast in Permianenz; Almoraviden und Almohaden, Emirat von Zab, arabische Sultane oder Berber von Tunis und Bougie, Türken aus Algier oder Konstantinopel machen sich diese Gebiete streitig, indem sie den Nomadenstämmen Waffen liefern, die dann ihrerseits plünderten, die Bäume niederschlagen, die Brunnen zuschütteten. Heute hat der Zab seinen ehemaligen Glanz verloren. Die Olivenbäume sind fast ganz verschwunden, und mit ihnen die meisten Obstfelder. Biskra ist eine kleine Stadt, Lehuda liegt in Trümmern, und dieses Land, das im 14. Jahrhundert noch hundert Städte zählte, weist nur noch zerfallene Dörfer auf. Sanddünen und Dünen decken ehemals blühende Gärten und Palmwälder. Fast überall in der Sahara reicht die Produktion nicht für die Bedürfnisse aus. Die Dattel, die einzige Nahrung, die sich in Überschuss findet, liefert für sich allein nicht die Summe der Nahrungsmittel, die dem Menschen nötig sind. Das Getreide, die Gerste, Reis, Mais, werden trotz der Hitze, die es gestatten würde, mehrere Ernten

Nr. 32

Alleinige Anzeigen-Abnahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro sogenannte Monopartie-Zeile über deren Raum Mk. 1,25.

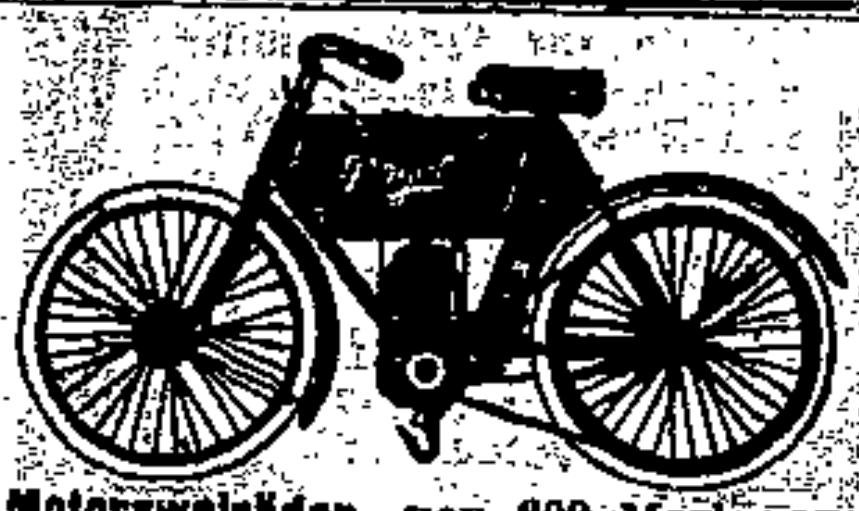
1903

## Echt silberne

**Remontoire-Uhren**, garantiert gutes Werk, 8 Rubis, schönes Platins Gehäuse, deutscher Steigsteinknopf, 2 echte Goldbränder, Emaille-Gitterblatt, Wk. 10,50. Dieselbe mit 2 echt silbernen Napfeln, 10 Rubis Wk. 13. **Schlechte Waare führe ich nicht.** Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher reelle 2 jährige schriftliche Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Postentgeltung. Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, sofern Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko, Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaren gratis und franko.

**S. Kretschmer**, Uhren, Ketten und Goldwaren, Engros Berlin 415, Neue Königstraße 4. Neelle und wirklich billige Bezugquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Erst versuchen,  
dann urtheilen!  
Pikummanus ..... M. 2,20  
Metange-Marmelade ..... 3,20  
Himbeer-, Erdbeer-, Apfel- und Trauben-Gelée ..... 3,20  
Rhein. Apfekraut ..... 3,20  
Zuckerhonig, vorzüglich ..... 4,20  
Der 10 Pf. Eimerfr. u. Nachnahme. Julius Vogel, Nahrungsmittelfabrik Alsbheim a./E., Rheinpfalz.



Motorzweiräder von 300 Mark an. Motoren zum Selbst-Einbau in jedes Fahrrad ohne Veränderung. Fahrräder 1 Jahr Gar. M. 79. m. Freilauf-Rücktrittbremse ..... 99. Gleckenlag, Innenlötig, Doppelglecken. Laufdecken ..... M. 3,80, 4,75, 5,50, 6. Luftscläuche ..... M. 2,75, 3,50, 4. Laufglecken ..... M. 0,75. Acetylentaten ..... v. 0,75. Calciumcarbid, Kilo ..... 0,50. Lenktange, vernickelt ..... 2,70. Pedale ..... 1,35. Elektr. Taschenlamp. ..... 1,25. Gespannte Räder ..... 5. Fußpumpen ..... 2,15. Freilauf-Hinterräder ..... 11. Reparaturen aller Systeme billig. Forder Sie gratis u. franko unseren neuen, reichillust. Katalog 1903 Vertret. auch f. gelegentl. Verk. ges. Hoher Rabatt, guter Nebenverdienst. Willi Hausskerr, 6. m. b. f. Berlin O. 27, Alexanderstr. 150.

+ Magerkeit +  
Schöne, volle Körperpermen durch unser Oriental-Kraftpulver, preisgekrönt, goldene Medaille Paris 1900 Hygiene-Ausstellung und goldene Medaille Hamburg 1901; in 6-8 Wochen bis zu 20 Pfund Zunahme, garantiert unschädlich. Streng reell — kein Schwund. Viele Danfschreiben. Preis: Karton M. 2. Postanweisung o. Nachnahme mit Gebrauchs- anweisung. Hygienisches Institut D. Franz Steiner & Co. Berlin 170, Königgrätzerstraße 78.

**Viel Geld verdienen Sie**  
spielend durch den Verkauf meiner  
**Cäsar-Räder** und **Cäsar-Pneumatic**  
sowie Zubehörtheile, welche auch in Saison 1903 entschieden  
die besten und am allerbilligsten sind.  
Hauptkatalog gratis und franko.  
Leipzig 1, Carlstr. 22 • F. A. Lange • Leipzig 1, Carlstr. 22

**MAIZZENA**  
Bestes Nährmittel für Kinder u. Kranke!  
da leicht verdaulich und nahrhaft.  
Unentbehrlich für Puddings, Torten, Mehlspeisen,  
Suppen und Saucen.

## Buch über die Ehe

mit 39 Abbildungen von Dr. Retau. M. 1,60. Sogenanten der Flitterwochen ..... 2. Beide Bücher zusammen M. 3,20 franko. Otto Michaelis, Berlin 23, W. 57 Y.

## Gesundheits-Apfelwein

ohne Spritzflasche, garantiert naturrein, in Flasche und Glasflaschenfüllung, Preis- und Versandbeding. fr. Waffler zu Diensten.

A. W. ter Meer, Apfelweinkeltern, Kleinhenzheim a. M.

M. H.-G.-M. 130653.



Für 80 Pfennige

## solide Herrenstoffe

Billigste Arbeitsstoffe, vorzügl. Alltags- u. Sonntag-Sangüne, Überzieher-, Sport- u. Westenstoffe, hochf. schw. u. farb. Kammg., Gafion-Neuheiten u. Metzgerauswahl postfrei. Görlitz 67.

bis Mk. 12 pro Meter direkt von der Tuchfabrikstadt.

Billigste Arbeitsstoffe, vorzügl. Alltags- u. Sonntag-Sangüne, Überzieher-, Sport- u. Westenstoffe, hochf. schw. u. farb. Kammg., Gafion-Neuheiten u. Metzgerauswahl postfrei. Paul Hitler.

**Konkurrenzlos billig**  
Sie sparen viel Geld, wenn Sie Ihre photographischen Apparate und Bedarfsteile von der Firma **Otto Krüger**, Wusterwitz 10, Kreis Dramburg, beziehen. Diese liefert die denkbar besten Fabrikate bis über 20 % unter Fabrikpreis. Verlangen Sie postfrei Zusendung der Kataloge.

fragen Sie Ihren Arzt!

Die Patent-Candie ist eine medicin-hygien. Erfind. v. unschätzbar. Werth f. jede Frau! Die Patent-Candie ist die einz. exist. Vorricht. z. Selbstbehandl. bei Frauenleid. m. der Wirkung sicherster Schutzes auch für die gesunde Frau. Einfache Handhab. bei unbeschr. Anwendung.

Haltbarkeit: Behördl. geprüft; ärztl. bestätigt; Discr. Effectur. Garantie. Erstatt. Fordern Sie vertrauensvoll auf. Beschreib. geg. 20 & in Briefm. R. Schneider, Schönhauser Allee 72.

fragen Sie Ihren Arzt!

**Politechnisches Institut,**  
**Friedberg** in Hessen bei Frankfurt a. M.

Programmkostenfrei Prüfungskommissar.

I. Gewerbe-Akademie für Maschinen-, Elektro-, Bau-Ingenieure und Bau-meister. 6 akad. Kurse.

II. Technikum (mittlere Fachschule) f. Maschin. u. Elektrotechniker. 4 Kurse.

Illustrirte Cataloge gratis und franko.

Kometwerke, Actien-Ges., Dresden 176.

Fabrik von Fahrrädern und Zubehör.

We nicht vertreten, erfolgt direkter Verkauf.

## Alle Damen und Herren

die in den Tagen vom  
3. September  
bis 24. September Geburtstag

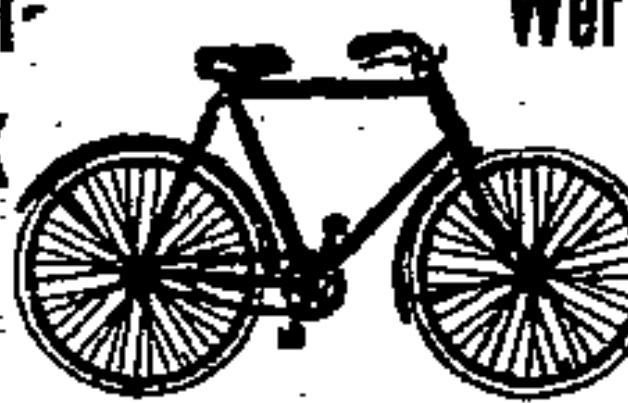
haben, werden behufs Entgegennahme einer interessanten Mittheilung gebeten, per Postkarte ihre genaue Adresse mit dem Geburtstage an den Verlag „Komet“, Berlin W. 30, zur Weiterbeförderung zu senden.

## Tatsache!

### Die Continental-

### Fahrrad-Fabrik

lieftet auch wieder für Saison 1903  
fraglos die



### schönsten Modelle

und

### zuverlässigsten Räder

der Welt

zu

### enorm niedrig. Preisen.

Ueberall suchen wir Wiederverkäufer und geben

### Probemaschinen

ohne Preisaufschlag ab, ohne dass sich die Empfänger zur Abnahme weiterer Maschinen zu verpflichten hätten.

Lassen Sie sich zunächst vollständig kostenlos unsern vornehmen reich illustrierten Katalog nebst Vorzugspreisliste senden. Sie werden finden, dass

### Preise enorm billig

und jedes Risiko ausgeschlossen ist.

Nichtkonveniente wird bereitwilligst zurückgenommen und der bezahlte Betrag zurückgestattet.

## Continental-Fahrrad-Fabrik

von Hermann Prenzlau, HAMBURG 110.

Wer mit seinen Pneumatiks

wegen vorzeitiger Abnutzung der Mäntel oder Undichtigkeit der Schläuche Ärger hatte und nun endlich

mit Sicherheit

sein Rad benutzen will, wähle nur

### Panzer-Pneumatiks

Modell 1903.

Panzer-Mäntel geben größte Gewähr für

### unbedingte Haltbarkeit

während Schläuche, wegen des dazu verwendeten, dickwandigen Gummis

absolut luftdicht

sind.

Panzer-Mäntel in allen Größen ..... à Mk. 7,50

Panzer-Schläuche mit Dunlop-Ventil ..... à Mk. 4,50

mit einjähriger schriftlicher Garantie.

zweite Qualität: Mäntel in allen Größen ..... à Mk. 5,50

Schläuche mit Dunlop-Ventil ..... à Mk. 3,50

mit gesetzlicher Garantie.

Nichtkonveniente wird bereitwilligst zurückgenommen und der bezahlte Betrag zurückgestattet.

Damen! Herren!

Nebenverdienst und Haupterwerb reeller Art finden Damen (Handarbeiten für Geschäfte usw.) und Herren durch den praktischen Wegweiser, welcher gegen Einsendung von 1,65 M. oder

Zugabe M. 3,50 (frank M. 4).

B. Schuffenhauer, Dresden Marienhofstr. 34.

Sonst nirgends.

Petroleum-Glühlicht,

keine Lampenänderung, kein Strumpf,

76 pft. Lichtverbeffung, 1/4 Ltr. 7 Std.

Brenndauer. Stift M. 1,50.

B. Pausch, 3 Kronach.

Wer keine Magerkeit oder

allgemeine Schwäche zu

beseitigen, bessere Formen, vollere

Brüste wünscht, verlange gratis und

frank Auskunft von Willy Reiß,

Leipzig 40, Bayerische Straße 65.

A. Schnörr, Scheibenberg i. Erzgb.

Musikinstrumenten-Fabrik

Billiger, direkt. Versand und Garantie.

Kunstvolle Reparaturen.

Kataloge gratis und frei.

Sommersprossen

entfernt nur Crème Any

gefährlos in wenig Tagen.

Nachdem Sie alles Mögliche

angewandt, machen Sie

einen letzten Versuch mit Crème Any; es wird Sie

nicht teuer Gold, Medaillen.

Paris, London, etc. Nach-

nahm. M. 2,45. Allein durch:

Apotheke zum Eisernen Mann,

Strassburg i. F.

Direkt von der Fabrik:

**Komet-Fahrräder**

sind auch 1903 die billigsten u. besten,

seit 1886 rühmlich bekannt,

schon v. M. 75 an in Frank.

Ein. Passum-Deck. à M. 4,70

„Schläuche“ 3,30

Comple. Garnituren 15.—

mit Garantie.

Illustrirte Cataloge gratis und franko.

Kometwerke, Actien-Ges., Dresden 176.

Fabrik von Fahrrädern und Zubehör.

We nicht vertreten, erfolgt direkter Verkauf.

Altbewährte

**MAGGI'S Suppen- Speisen-**

**Würze**

einzig in ihrer Art



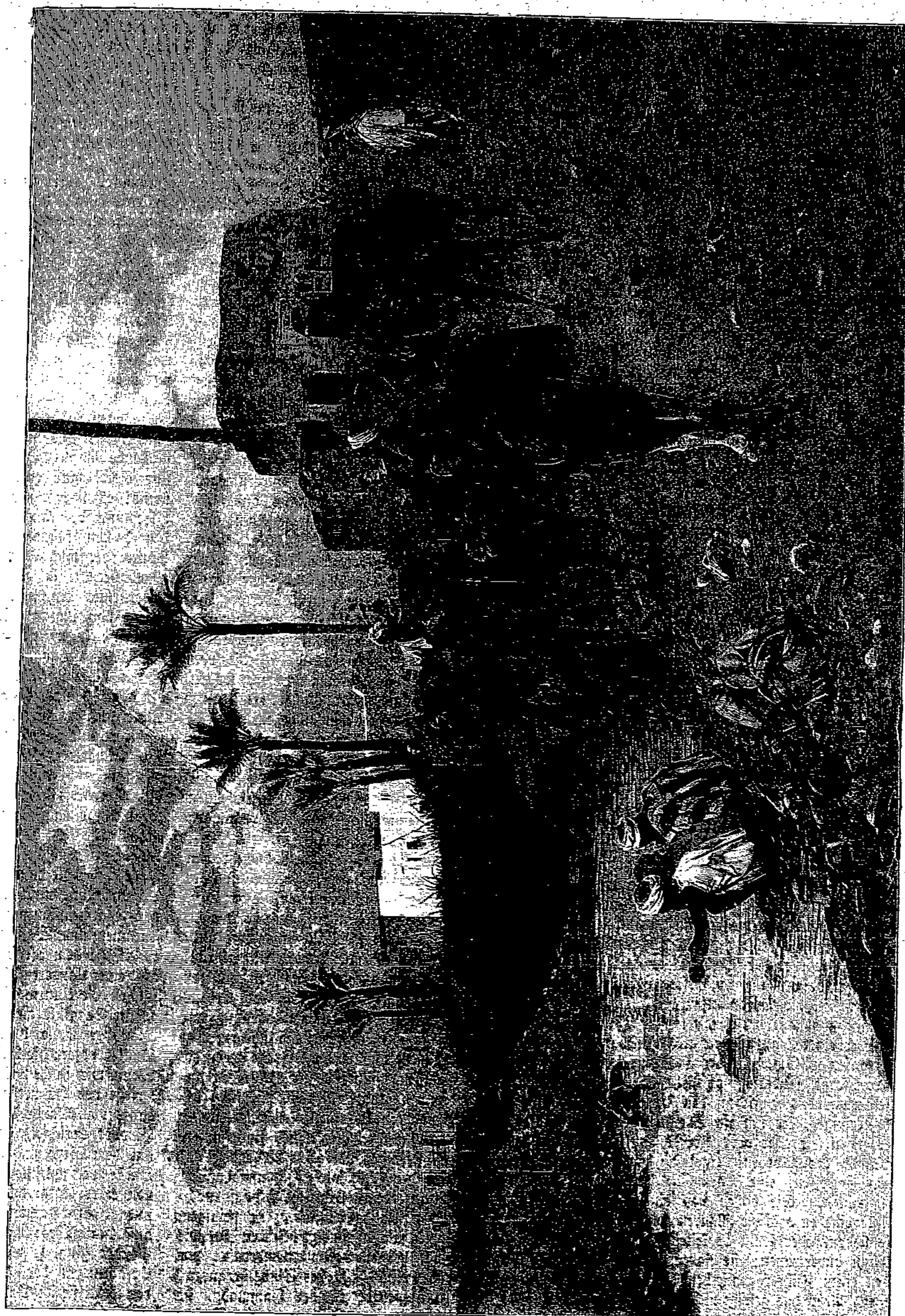
im Jahre zu erhalten, nicht in hinreichender Quantität produziert; Siuah und Khargueh importieren Getreide vom Nil. Ghadames hat nicht genug Korn, um den zehnten Theil der Bewohner zu ernähren, und sieht sich sogar genötigt, Datteln von der Bevölkerung von Fessan zu kaufen. In Quargla und in vielen marokkanischen Däsen ist das Getreide zu thener, um es Allen zugänglich zu machen. Die mageren Kulturen des Tuareglandes verdienen kaum der Erwähnung, selbst Fessan, daß allen diesen ausgewanderten Leuten als das gelobte Land erscheint, produziert kaum, wie Nachtwigall sagt, genügend Getreide, um die Existenz zu fristen. Der Tuad endlich, der Garten der Wüste, kann bei Weitem nicht die Bedürfnisse einer sehr dichten Bevölkerung befriedigen. Es gibt nach Stohfs Familien, die eine ganze Woche hindurch fast nichts zu essen haben als Datteln. So ist trotz des ewigen Sommers, trotz der Herrlichkeit der Früchte und des Reichtums der Blätter, das Leben unter Palmen weder leicht noch glücklich. Die meisten Däsen, in so großem Ruhe sie als fruchtbare Gegenden stehen, sind nicht im Stande, alle ihre Kinder zu ernähren. Es gibt Abstufungen in ihrer Armut, aber keinen wirklichen Reichtum. Der Nomade, der sein Auskommen nicht mit seinen Herden findet, der Geschäfte, beim seine Kulturen nicht genügen, sind trotz ihrer Antipathie veranlaßt worden, sich zu vereinen, um ihre Einnahmequellen durch den Handel zu suchen.

Wenn man die Beziehungen in Betracht zieht, die zwischen den Völkern bestehen, so ist nicht das Mittelmeer die Grenze zwischen Europa und Afrika. Es ist die große Verkehrsstraße des Alterthums gewesen, es hat durch dieselbe Zivilisation die an seinen Küsten zerstreut liegenden Länder vereinigt. Die wirkliche Barriere zwischen den beiden Welten ist die Wüste. Marocco, Algier, Tunis und Tripolis sind sämmtlich von Europa weniger weit entfernt, als von dem Lande der Schwarzen.

Aber die Sahara selbst hatte nicht die Bestimmung, vom Handel ausgeschlossen zu bleiben. Gewisse Wüsten sind in Folge ihrer Lage, die sie auf der Erdkugel einnehmen, allzeit von der Zirkulation der Welt ausgeschlossen geblieben. Niemals haben bis heute Karawane das Innere Australiens durchzogen. Die Sahara dagegen trennt zwei verschiedene Gesellschaften, die früher oder später in Berührung

treten und zum Austausch von Waren übergehen mußten. So will es die Verschiedenheiten der Klima. Die Hauptreichtümer des Sudan fehlen dem mittelländischen Afrika, dagegen braucht der

Sie ist keine Gegend industrieller Thätigkeit. Die Sorge für die Güter nimmt den Gesellschaften in Anspruch; was den Nomaden anbetrifft, so „raubt die Unersetzlichkeit des Namens ihm seine



Am Ziele einer Wüstenwanderung.

Nach dem Ölgemälde von W. Kuhnert.

Sudan vom Norden die Produkte einer höheren Zivilisation. Für diese Bedürfnisse der beiden großen Anhäufungen von Menschen hat der Nil nicht ausgereicht. Die Einwohner der Wüste haben als Vermittler dienen müssen, sei es, daß sie Waren vom Norden und vom Süden geleiteten, oder den Handel auf eigene Rechnung trieben. So ist die Sahara von Natur aus ein Transitland geworden.

Zeit". Außer den allernothwendigsten Gegenständen und den von der Frau gewebten Leinwandstoffen fabriziren die Bewohner der Sahara nichts. Aber zwei Produkte enthalten die Wüste, die des Alltauschfähigen sind, nämlich die Dattel im Norden, das Salz im Süden. Sie bildeten die Elemente eines gewissen lokalen Handels.

Als die Natur die Völker zum Handel ver-

anlaßte, bezeichnete sie ihnen auch die Wege, die dieser Handel verfolgen kann. In unseren Ländern sind es gewöhnlich die am wenigsten gefährlichen und kürzesten. In der Wüste treten die Längen der Reise und die Schwierigkeiten des Weges hinter der gebietserischen Nothwendigkeit zurück, Wasser zu finden. Deshalb vermeiden tripolitanische Karawanen mit der Bestimmung nach Fessan die zusammenhängenden Flächen von Hamada-El-Homra und ziehen es vor, eine Reihe von Auf- und Abstiegen zu machen, die oft große Schwierigkeiten bieten. Der Handel ist immer den Wassersäulen gefolgt. Über ein Weg, der mit Wasser versehen ist, kann unter Umständen doch nur ein mittelmäßiger Handelsweg sein, wenn man mit Holz und Futter belastete Kameele mit sich führen will. Der wirkliche Karawaneweg wird also derjenige sein, der nicht nur das unentbehrliche Wasser hat, sondern auch Weiden und Dosen aufweist. Eine einfache Prüfung der Karte zeigt also die natürlichen Handelswege der Sahara an. Doch würde uns ein Eingehen darauf hier zu weit führen.

Der Handel mit Nahrungsmitteln vollzieht sich unter verhältnismäßig einfachen Verhältnissen. Jedes Jahr, beim Nahn des Winters, wenn die Datteln gepflückt sind, brechen große Handelszüge auf den einschneidigen Plateaus, die die Sahara vom Oram bilden, auf. Tausende von beladenen Kameelen, die in kleine Gruppen geteilt sind und die von Männern zu Fuß, begleitet von ihren Frauen und Kindern, vorangetrieben werden, und ungeheure Schafherden, die von Hunden und Reitern begleitet werden, dringen langsam in die unermessliche und ausstreichbare Ebene ein. Sie und andere Stämme machen ihre traditionelle Reise nach den Dosen des Südens. Sie durchziehen das Sandmeer und bringen nach Gurara Fleisch, Schmalz, Leinen, sowie Getreide, das sie selbst aufgekauft haben. Dann kehren sie mit ihren Kameelen zurück, die mit Datteln beladen sind; diese behalten sie entweder für den persönlichen Gebrauch oder verkaufen sie zu hohem Preise. So haben, um nur ein Beispiel zu erwähnen, im Jahre 1836/37 3411 Menschen und 14194 Kameele auf dem Wege von Algier nach Tunis für 427.000 Francs Nahrungsmittel allein importiert und für fast eine Million Francs Datteln zurückgebracht. In anderen Jahren soll der Ausfuhr noch bedeutender sein. Solche Wanderungen kann man auf der Ebene der Sahara häufig beobachten. Ein ähnlicher Nahrungsmittelhandel spielt sich zwischen der südlichen Sahara und dem Sudan ab, nur exportiert man hier besonders das Salz, während man den Reis und die verschiedenen Arten von Dosen importiert. Bekanntlich fehlen dem Sudan Salzabzüge; würde der Import ausbleiben, so würden die Bewohner in großer Not gelangen.

Ganz anders ist die Organisation des Transithandels. Er ist nicht wie der eben genannte Handel das einzige Werk eines Stammes, der als Eigenhäuter Barten heraussucht will und für deren Vertheidigung und Transport sorgt, sondern er vollzieht sich infolge eines Vereinbaus zwischen den verschiedenen Ethnienbewohnerungen, die sich zur Theilung des Gewinnes bereitmachen. Arbeit oder Verbot-Konflikte, in einer Stadt des Nordens etabliert, haben die Bevölkerung getroffen, eine Karawane nach dem Sudan zu schicken. Sie haben von einem Hanse zu der Seite eine europäische Kaufmannschaft erhalten, die sie entweder selbst begleiten, oder einem jüngeren Hanse anvertrauen; sie haben auf gemeinsame Kosten einen Fahrer gewählt, der die Karawane geleitet. Aber das genügt nicht, um ihnen die Saharareise zu öffnen; sie müssen mit den Nomaden, diesen ewigen Tyrannen der Wüste, rechnen. Sie haben mit ihnen eine Art Versicherungskontrakt geschlossen, bezahlen ihnen eine Durchgangsrente, gewähren ihnen freie Fahrt, wenn sie sich erlauben, entliehen von ihnen gegen Entgeld die Kameele für die Transporte; dafür erhält aber auch die Karawane die mögliche Sicherheit und bestreut sie bei ihrem Durchzug. Ein solches Versicherungssystem ist auf fast allen Handelswegen der Sahara in Kraft.

Es ist schwer, in Ziffern den Werth der Waren auszudrücken, die ihren Weg durch die Wüste nehmen. Die wenigen von den Reisenden gesammelten Nachrichten beziehen sich auf die verschiedenen Zeiten, ohne daß es möglich wäre, daraus Schlüsse zu ziehen. Immerhin glaubt der schon genannte Schirmer, einen Gesamthandel von neuem Millionen für den Transit der gesammelten Sahara annehmen zu sollen, was ungefähr dem eines Handelshafens zwanzigster Ordnung gleichkommt. Schon aus den gemachten Mittheilungen werden die unendlichen Schwierigkeiten einer Reise in der Sahara erkant. Sie lassen sich in der That mit keinen anderen mit der Bereisung eines anderen Erdgebietes vergleichen; und wenn in unseren Tagen nicht nur häufig Handelskarawanen, sondern auch wissenschaftliche Expeditionen das Sandmeer überschritten haben, so ist diese Möglichkeit überhaupt erst eingetreten mit der zu Beginn der christlichen Zeitrechnung erfolgten Einführung des Kameels als Lastthier. Was der Beginn des Eisenbahnbaues für uns, das war die Einführung des Kameels in Afrika. Aber im Uebrigen sind die Gefahren geblieben, von denen schon Herodot bei einer Schilderung des Klimas der libyschen Wüste und Phazanias (das heutige Fessan) vor vierundzwanzig Jahrhunderten sprach: „Die Arabanten bewünschen die Sonne, die über ihren Köpfen hinzieht, und überschütten sie mit Schimpfworten, weil ihre Hitze die Menschen und das Land verzehrt. Das Wehen des Notus (Südwestwindes) vertrocknet alles, was Wasser enthielt. Nach den Lybern zogen die Phylaxen in Waffen gegen den Notus aus, als sie aber zur Sandwüste gelangten, setzte Notus mit verstärkter Kraft ein und begrub sie Alle. Das Land ist wüste, ohne Wasser, ohne Regen, ohne Bäume, aller Feuchtigkeit entblößt und ohne wilde Thiere.“ Chavanne giebt in seinem Werke „Die Sahara“ eine anschauliche Schilderung der Gefahren und Mühseligkeiten, die solche Expeditionen und Karawanen zu erdulden haben. Von denen, die von Seiten der fanatischen Bedöhlung drohen, wollen wir hier garnicht einmal reden, sondern nur kurz auf die von der Natur bereiteten eingehen.

Die Sommerhitze der Sahara wird auch das faulste und ruhigste Menschenwesen zu Anstreichen der größten Riesergeschlagenheit verleiten; selbst für die sonst an unerträgliche Hitzegrade gewohnten Beduinen ist die Sommerhitze auf der Hammada und im Areggebiete eine harte Plage; für europäische Reisende erscheint sie die größten Vorsichtsmahregeln gegen den Sommerstich und gegen Erschöpfung der Kräfte, denn nicht nur die unerträgliche Hitze der Luft, sondern auch die des Bodens ist zu bekämpfen. Wer dem Reisen zu dieser Zeit nur irgendwie anzusehen kommt, thut es, und mit Recht. Wie gedrückt und nutzlos fühlen wir uns nicht in unseren Breiten unter der somm. 35 bis 38 Grad Celsius im Schatten übersteigenden, selten Tagelang anhaltenden Hitze mancher außergewöhnlich warmen Sommertag, und doch was sollen diese Grade gegen die im Sommer häufigen, fünf bis sechs Wochen anhaltenden 45 bis 50 Grad Celsius im Schatten bedeuten, welche der Reisende in vielen Theilen der Sahara zu überwinden hat? Was sind unsere Hitzegrade gegen diejenigen, die den Reisenden auf dem Marsche auf der schattenlosen Hammadasfläche oder in dem bei jedem Schritte fühlbar nachgebenden, glühenden Sande der Aregzone peinigen, und nicht selten in ihren wohlgemeinten 53 bis 60 Grad Celsius, bei einer Bodentemperatur von 60 bis 80 Grad Celsius, ihn der Sinne berauben? In der Sahara respektive in der Hammada, im Areggebiete, gibt es keinen Schatten, nicht für den Boden und die Pflanzen, die dieser ernähren soll, nicht für die Thiere, die sie bewohnen, nicht für die Menschen, die sie durchziehen; die angegebenen Temperaturen werden es erklären, wie Herodot sagen konnte, daß die Hitze die Menschen und selbst den Boden des Landes verzehre, ansaugte, daß sowohl die Flora als auch die Fauna der Sahara auf wenige ihrer Klasse akkomodirte Arten beschränkt ist. Die Lehrseite der Lageshitze sind die tiefen, nicht selten im Mai noch frostbringenden

Nächte auf den höher liegenden Hammadas, die gefährden die Gesundheit des europäischen Reisenden in höherem Grade als die Hitze des vorhergehenden Tages. Temperatursprünge von 45 Grad Celsius im Verlaufe eines Tages müssen auch einen stählernen Körper mit der Zeit angreifen. Gedrückt die Hitze bei windstiller Luft ist, so verleiht ihr die Willenskraft mit Erfolg zu widerstehen, wenn aber am südlichen Horizonte die bekannten rothschillernden Sandwolken aufsteigen, wenn die gefürchtete Gebli einsetzt, dann erschlafft das ganze Muskel- und Nervensystem des Reisenden, die Trockenheit der Kehle und der Schleimhäute, die Luftwege wird unerträglich, das Gefühl der großen Erstickung wird durch den Mangel an leichtathembarer Luft zu einer Tortur, die schwülend drückende Luft, schon einige Stunden vor seinem Nahen fühlbar, reizt zum Schlafe; doch vergeblich wäre es, darin eine Rüderung zu suchen, denn die Hitze ist unerträglich und wird auch durch den österen Wassergenuß, zu dem sich der unerfahren Reisende unwillkürlich verleiten läßt, nicht gemildert. Immer näher rücken die dunkelrothen, die Atmosphäre bis zum Zenith füllenden Sandmassen, und so weiß, unter dem Impulse des immer neue Nachsuchenden Orkans, peitscht der rothe, feinkörnige Sand Alles, was sich dem Winde entgegenstellt. In Augen, Ohren, Mund und Nase bringt der staubartige feine Sand ein, linienhoch bedekt der glühende Wüstenstrand das schwitztropfende Gesicht und bildet bald eine harte Kruste, in den Augen brennt es wie Feuer und erhöht die Qualen der Hitze und des Durstes. In kurzer Zeit sind am Zelten füchhohe Sandmassen angehäuft, das Innere der noch so gut verschlossenen Zelte ist mit Sand bedeckt, in alle Risse, Löcher dringt er unverstehlich ein, so daß es zur Unmöglichkeit wird, etwas vor ihm zu schützen; die Kleidung durchdringend, lagert sich oft der Sand auf der Haut ab. Mit der zunehmenden Stärke des Sturmes nimmt die Hitze ab, und nach mehreren Stunden, oft aber erst nach einigen Tagen, hört er mit einem Male auf. Hat sich der Horizont geklärt, ist der Gebli endlich erstorben, so gewährt dann die Gegend ein verändertes Bild, die Hammada ist stellenweise mit mehreren Fuß hohen Sandhügeln bedeckt, Risse und Terrainfallen sind verschwunden, Gräben und Brunnen, etwaige Wasserlachen mit einer mächtigen Sandkruste bedeckt, an anderen Stellen, wo vorher füchhoher Sand gelegen, tritt das nackte Gestein zu Tage. Für die Daseinräder bricht dann ein schlimmer Tag an, mit unzähliger Mühe müssen die Gärten und Palmenpflanzungen vom Sande befreit, die Brunnen und Wasserrinnen gereinigt werden.

Wehe dem Reisenden, wehe der Karawane, die auf einer längeren, brunnenlosen Strecke von einem solchen Geblisturm überfallen wurde und nicht die größte Sorgfalt auf ihre Wasserschlürche verwandte. Nicht der Sand begräbt sie, der Durst und seine Qualen opfern die Reisenden dem entsetzlichsten Ende. Wenn wir in den Schriften des Gallustus über die Kriege des Jugurtha und des Leo Africanus über ganze vom Sande begrabene Heere lesen, wenn uns Herodot berichtet, daß die Armee des Caribyses auf dem Wege nach der Dase Sinah in der libyschen Wüste verunglückte, und in jüngerer Zeit Seeren von einer Karawane erzählt, die, aus 2000 Mann und 1800 Kameelen bestehend, im Jahre 1805 auf dem Wege von Timbuktu nach Tafilit zu Grunde ging, so wissen wir nach den Berichten und Erfahrungen der modernen Reisenden, daß nicht der Gebli sie im Sande begrabt, sondern der Wassermangel ihnen das Grab bereitete. Jene Bilder und Schilderungen, die Karawanen vom Sande verschüttet darstellen, sind als Produkte einer überhöhten Phantasie anzusehen und können nur den Beweis liefern, daß ihr Schöpfer niemals die Wüste gesehen, in ihr gelebt und gereist. Wasser ist nicht nur die See der Dosen, es ist auch das eisernartig bewachte Kleinod der Karawane; in der Wüste läßt sich erst der Werth eines Wassertropfens richtig schätzen lernen.

(Fortsetzung.)

**S**ir begannen beide dem Schuster auszutauschen, daß er sich die Sache nicht so zu Herzen nehmen dürfe; der Junge sei vielleicht und sogar gewiß ein ganz prächtiger Kerl, nur ein bissel verzerrt, was bei einem einzigen Sohne nur natürlich sei.

„Ich hab' ihn nie gesehen,“ sagte der Schuster.

„Nicht gesehen?“

„Nein, nie gesehen. Ich weiß es noch wie heute. Es war Freitag, Abends; ich stand im Hof und stocherte was am Hans herum, da rief der Nachbar Swiatkowski hinter'm Zaun: „Flucht Dich vor Gott, Herr Stanislaw, sie kommen um Dich. Wie ich hatte noch gerad' Zeit, zum Fenster zu laufen und zu schrei'n: „Leb' wohl, Basia, und denk daran, der heilige Stanislaw soll auch dein Schutzpatron werden. Nur die Worte sagte ich noch. Basia war gerade im achten Monat, aber ich sah sie nicht mehr; es war also gut, daß ich es sagte, denn es war doch immer ein Andenken an mich.“

„Gottlob, daß es ist, aber wann's kein Sohn wär!“

„Ihr sprecht Dummenheiten, Maciej, wenn Ihr auch nicht von heute seid. Kennt die Kirche nicht den Namen der heiligen Stanislaw? Und kann ich endlich, wenn ich auch ständig bin, wie jeder Mensch, nicht annehmen, daß ein Wort in einer solchen Stunde etwas bedeutet?“

Maciej senkte die Augen und nur ein tiefer Seufzer bewies, daß die Vorwürfe des Schusters den gewünschten Erfolg hatten.

Dieser Umstand, denn Herr Stanislaw wurde etwas gerührt, erleichterte uns unsere Aufgabe sehr. Schließlich besann sich der Vater auch, daß die Mutter sich nie über den Sohn beklagt hatte; im Gegenteil, sie hatte ihn sogar gelobt. Aber es wurde beschlossen, an einen ernsten, gesetzten Menschen zu schreiben, der den Jungen ein wenig in's Zeug nehmen und auch weiter ein Auge auf ihn haben sollte. Denn die Mutter, als einfache, ungebildete Frau, die vielleicht noch gar in ihren Einzigsten vernarbt war, würde wahrscheinlich ein blinder, nachsichtiger Richter sein, und dem Vater lag nicht nur an einer Strafpredigt für den Sohn, sondern er wollte auch glaubwürdige, richtige Nachrichten über diesen Sohn bekommen. Doch jetzt entstand eine neue Schwierigkeit. An wen sollten wir schreiben? Der Eine war gestorben, der Andere war reich geworden; der Dritte war ein Trunkenbold. Wir dachten und dachten und endlich sagte der Schuster mit der Miene eines Menschen, der von der Richtigkeit seiner Worte überzeugt ist:

„Schreiben wir an den Geistlichen!“ Und auch Maciej, froh daß die Verathung zu Ende und vielleicht auch, um seine frühere Dumme gutzumachen, rief: „An den Geistlichen, das ist das Beste!“ Auch ich schloß mich hierauf der Majorität an. Die Schwierigkeit, die sich aus dem Umstand ergab, daß Swiatelko den Geistlichen nicht persönlich kannte, räumte der praktische Schuster, von Maciej's Argument, „daß in so 'ner Stadt nicht irgend einer Geistlicher ist,“ unterstützte, hinweg, indem er den Geistlichen um eine feierliche Messe für seine verstorbenen Eltern bat und zu diesem Zwecke zehn Rubel schickte. Bei dieser Gelegenheit empfahl er auch den Sohn der Güte des geistlichen Herrn.

Ich schrieb nun drei Briefe: an die Frau, den Sohn und den Geistlichen. Ich hatte seit meinem Aufenthalt in Sibirien schon so viele dieser Briefe geschrieben, daß ich allmälig eine große Übung darin bekommen hatte. Ich erkundigte mich also mir nach gewissen Einzelheiten und schrieb rasch. Der Schuster schob sich von seinem Bett, auf dem er bis jetzt gesessen hatte, auf einen Stuhl und verfolgte aufmerksam jede Bewegung meiner Hand. Maciej zog schweigend an seiner Pfeife. Als ich fertig war, las ich die Briefe vor.

Der Frau schickte Herr Stanislaw fünfzig Rubel

Bon Adam Schymanski. Deutsch von Anna Schapire.

und da er von der treuen Basia die herzlichsten Erinnerungen behalten hatte, und sie jetzt vielleicht sogar noch mehr liebte als vor zwanzig Jahren und nie ohne Führung von ihr erzählte, entsprach auch der Brief den Gefühlen des Schusters.

Er hörte, blasser als gewöhnlich, zu und wollte etwas sagen, aber die Lippen zitterten ihm, und die Worte blieben ihm im Halse stecken. Als ich fertig war, putzte Herr Stanislaw sich einige Mal geräuschvoll die Nase und sagte: „Ich werd' gleich unterschreiben.“ Er nahm seine Brille vom Tisch, setzte sie sorgfältig auf, ließ sich zeigen, wo die Unterschrift hingehörte und begann:

„S... t...“ und öffnete schon den Mund, um den dritten Buchstaben auszusprechen, als Maciej, der sich bis jetzt wie am manierlichsten und ganz still benommen hatte, plötzlich, mir nichts, dir nichts, rief:

„Doch auch der...“  
Sprach's und brachte seinen Satz natürlich nicht zu Ende. Der Schuster legte die Feder fort, hob den Kopf, um Maciej durch die Brille anzusehen und sagte dann trocken:

„Ihr stört, Maciej.“

Maciej wurde feuerrot und bedauerte wohl schon seine unzeitgemäße Bemerkung. Der Schuster brachte seine Unterschrift ohne weitere Störung zu Ende und holte das Geld hervor, das ich sofort mit dem Brief zusammen in das bereits adressierte Couvert steckte.

Der Brief an den Sohn war weniger streng, als lehrreich, trotzdem der Schuster anfangs davon gesprochen hatte, daß man den Esel an den Ohren ziehen müsse. Man konnte sich leicht denken, was dieser noch nie gesehene Sohn, jene einzige Hoffnung des alten Bürgergeschlechts, für Swiatelko bedeutete. Wenn der Lahme Schuster seit einer Reihe von Jahren ausdauernd und ehrlich arbeitete, wenn er bis jetzt allen Versuchungen, sich leicht zu bereichern, wie sie jedem Neuling in Sibirien drohen, siegreich widerstanden hatte, so verdannte er das gewiß nicht nur den ehrlichen Grundsäcken, die er aus seinem Hause und seiner Heimat mitgebracht hatte, sondern wohl auch diesem Sohn. Es war klar, daß der Nermste davon träumte, einst vor seinem Kinde zu stehen, wie ein Asket vom Himmel träumt. Der Gedanke, daß er einmal laut und kühn würde sagen können: „ich bringe Dir nichts als einen reinen Namen, mein Sohn; unter den schwersten Prüfungen und den größten Versuchungen hab' ich ihn rein gehalten,“ war der leitende Stern seines Lebens. Ich zog also nicht den Esel an den Ohren, sondern belehrte ihn liebevoll, was Geld ist, das ein Vater blutig erarbeitet und das er sich vom Mund abspart, um es der Familie zu schicken; ich belehrte ihn, was ein Junge mit starken Schultern, wie er, jetzt schon sein könnte, warum die Bitte um Geld für ein glänzendes Spielzeug das Herz des Vaters verwundet hatte usw. Ich schrieb ausführlich und ruhig, in einfachen Worten, die ich den Begriffen des jungen Handwerkers anpaßte, und segnete ihn zuletzt.

Während des Lesens machte ich fortwährend Pausen, um mich zu vergewissern, ob ich auch die Wünsche und Gefühle des Vaters richtig wiedergebe. Aber Herr Stanislaw sagte jedesmal, wenn ich ihn fragend ansah, nur „Ja, ja, gerade so wollte ich es“, und je weiter ich kam, desto kürzer wurden diese „Ja, ja!“ Damit öffnete er noch einmal den Mund, aber ich sah nur, wie er ihn lautlos bewegte. Ich sah ihn noch einmal an. Der Bart des Schusters lag auf dem Tisch und über das blaue Gesicht flossen Thränen. Er versteckte sich nicht mehr wie sonst, wenn das Gefühl ihn packte, er räusperte sich nicht mehr und rieb seine Nase nicht. Sein Bart hing einige Zoll vor mir über den Tisch, vor ihm stand das Licht und in seinem Schein weinte der Schuster ruhig vor uns. Er zitterte nicht und schluchzte nicht, nur Thränen, wie

sie gewiß lange nicht mehr aus den tiefliegenden Augen geflossen waren, flossen richtig, reichlich. Als ich schwieg, sah mich der Schuster mit seinen großen klugen Augen an und sagte: „Gott bezahl's, Gott bezahl's, Herr.“ Maciej, der schon einmal durch einzelne Worte und ein gewisses Brummen seine Zufriedenheit ausgedrückt hatte, benützte die längere Pause und hielt eine ganze Rede:

„Ahu! Schön! Verschiedene Briefe hab' ich gehört in den Priests; mir und Anderen hat N. geschrieben und wenn er auch gut schreibt, aber was er schreibt, es kommt so klug raus wie ein Buch, man hört zu und versteht selber nichts, sind keine Worte, wie sie ein Mensch spricht. Aber hier geht's gerad' zum Herzen, menschlich. Und der Bub' dort wird gewiß heulen, wie ein Weibsbild bei der Beichte. Wenn der Herr jetzt auch, ich wag' nicht zu bitten,“ und seine Stimme klang wirklich verschüchtert, „Meinen zu Hause auch so 'nen Brief schreiben wollte, mein Weibsbild, die wird' erst flennen und brüllen und brüllen . . .“

Während ich den Brief an den Geistlichen vorlas, verhielt sich Maciej ruhig und hörte wieder aufmerksam zu, vielleicht dachte er auch an den Brief, den ich seinem Weibsbild schreiben sollte, aber als ich zu der Stelle kam, wo von dem Gelde die Rede war, polterte etwas gewaltsam in der Küche und Maciej stand in seiner ganzen imponirenden Größe vor uns; sein Eintritt erfolgte so unerwartet und unter solchem Getöse, daß wir ihn erstaunt ansahen. Maciej war merkwürdig verändert, und mir schien sogar, daß er zitterte. Er kam schweigend, blieb breitspurig vor uns stehen und begann nach den Taschen zu suchen. Aber Taschen in den faltigen Hosentaschen\*\* zu finden, war nicht so leicht, und es dauerte lange, bis Maciej ein kleines Säckchen hervorzog, das er langsam und unter Zuhilfenahme der Zähne aufknüpfte. Aus dem Säckchen zog er einen zerdrückten Drei-Rubel-Schein, blieb ein Weilchen stehen, legte dann die zitternde Faust auf den Tisch und begann mit bittender, abgerissener Stimme:

„Und wenn schon so, so bei der Gelegenheit, bei der heiligen Messe für die Todten vielleicht auch für uns, für uns Unglückliche ein Senfzett . . . soll der Herr so schreiben . . . wenigstens die Knochen hinzubringen . . . und vielleicht werden sie Mitteid haben . . .“

„Vielleicht werden sie Mitteid haben,“ wiederholte, wie ein Echo, der Schuster und stellte sich neben Maciej.

Wie zwei kleine Kinder standen die beiden alten, im Unglück ergrauten Männer vor mir. Der krüpplige Schuster stützte sich auf seinen Stock und der kräftige Bauer stand mit herabhängenden Armen und deumlich gesenktem Kopfe und flüsterte leise seine flehende Bitte.

\* \* \*

Wir hätten gewiß noch lange in schweren Gedanken gesessen, wenn nicht der Schuster sich und uns aufgerüttelt hätte:

„Was zum Teufel, wir hoden hier wie die Weibsbilder! Maciej, rißt Euch! Die Wurst brennt an und der Schnaps wittert aus! He! Maciej! rasch!“

Maciej schob sich langsam in die Küche und kam nach einer Weile mit einer appetitlich geröhrten Wurst wieder. Aber die trübe Stimmung wich nicht ebenso rasch von uns, und selbst der Schuster mußte sich zu seiner munteren Miene zwingen. Der erste Beweis dafür war sein mit etwas zitternder Stimme vorgebrachter Toast, die heutigen Briefe mögen in glücklicher Stunde geschrieben sein, der zweite Beweis war das Amen, mit dem Maciej diesen Toast begleitete und das wie aus einem schweren Blasbalg hervorkam. (Fortsetzung folgt.)

\* Goldgräberien.

\*\* Pluderhosen der mazurischen Bauern.

## Abend im Rahmen.\*

In wegeloser Einsamkeit ein Damm,  
aus der Duftebne steigt mein Hügelkamm.  
In's Abendgrau der Bergwand glüht mein Haus  
noch Sonne, wenn im Thal der Tag schon aus.  
heut' schau' ich nicht in's Land hinaus.

Im offnen Fenster sitz' ich. Und mit dem Ferneschein  
flucht' ich selber mit in's Gemach hinein.  
So abendsonnig ist mir, so felderfrei,  
so wiesenkuhl, als wär' ich das Land —  
der Sommer hebt mit stiller Hand  
die Abendkrone an mir vorbei.

Jetzt brennt mein Spiegel an der Wand —  
drin hängt sie. Ihre Flammen zucken.  
Ich sehe in dem rothen Brand,  
wie die Berge mir lachend über die Schultern gucken.  
Stiller wird es. Jetzt hör' ich Wind im Gartengras.  
Und blasser wird das Rabmenglasm.  
In die steile Spiegellandschaft empor  
steigt der Abend ...

Wilhelm v. Scholz.

**Littauischer Bauer im Triebsand.** Gewaltig ist das Spiel des Windes da oben an der Ophsee, zumal in Ostpreußen. Die Sandmähen, die die Strandung an der Küste wirkt, gerathen, sobald sie trocken geworden, in's Rollen. Der Lufzug, der von dem Meere herhebt, nimmt die feinen Staubchen mit starker Hand und läßt sie vor sich hermaischen. Der Wanderer, der mit leichtem Fuß zu über die Dünen wandert, mag eine Zeit lang an dem dahinrollenden Sande seine Freude haben, allein gar bald wird auch er die Kälte des losen Erdmaterials spüren. Hier und da häuft sich der Sand an und bildet eine weiche, leichte Bodendecke, in der der Fuß versinkt, in der man mühsam stupft und stupft und doch nicht vom Fleie kommt. Und nun giebt es sich, daß der Lufzug sicher wird, daß jüngeres Gewölk einen festigen Wind heranträgt. Der ganze Himmel kommt in's Rollen und füchsend kämpft der Wanderer mit dem Wind und dem Sande. Aber noch mißlicher ist es, wenn ein Fahrwasser in den losen Triebsand gerät. Pferd und Wagen drohen zu versinken in dieser weichen Masse. Man weiß, wie frischgefallener Schnee, wenn er über einen Meter hoch das Land bedeckt, jeglichen Verkehr unmöglich macht. Ganz so ähnlich ist nun der Triebstrand nicht, aber er ist eine arge Verkehrsquelle der Rad. Das Bild zeigt uns das Fuhrwerk eines litauischen Bauern, der auf seinem Leiterradegang an einem Dünenhügel vorüberfährt. So lange er sich im Schuh des Hügels befindet, den der Wind ebenfalls eins aus Sand ausgeblowt hat, so lange geht die Fahrt leidlich vorwärts. Pferde und Wagen sind nicht nur für die Chaussee oder gar für das Asphaltplaster gedacht, sie sind an die wegelosen Lohner und wandernden Sandwege gewöhnt. Die Pferde sind klein, aber zäh und der Wagen hat breitflügelige Räder, die nicht zu tief in den Sand eingründen. Allmählich zieht sich das Fuhrwerk aus dem Bereich des schwülen Dünenhügels hinaus. Und nun kommt eine weite offene Stelle, wo sich die ganze Kraft des Zugandes entfaltet. Hier ist kein Gras, kein Stein, kein abgedrehter Baumstumpf zu sehen, hier ist nur Sand, Sand, lose tiefe Sandmähen. Die Pferde führen ein bis an's Ende, die Bodentäder müssen sich hier hinein in die weiche Rinde. Die Chiere werden unruhig, der Bauer erdrückt und kostet sie schmerzlich; sie hat es ja gleich gesagt, daß man hier nicht durchkommen kann, sonst der Karren sei und man wird Nähe haben, ihn wieder in Belegung zu bringen. Der Bauer verfügt es, seine Spreche nach rechts herumzureißen. Vielleicht gelingt es doch noch, eine Passage zu finden. Man muß eben versuchen. Seit jenes Lebens hat er mit den elementaren Naturen, mit Erde und Sand gekämpft, oft hat er gesiegt, oft ist er besiegt worden. Er nimmt es, wie es kommt!

**Das deutsche Vereinsgesetz.** Das einheitliche deutsche Vereinsgesetz gehört noch immer unter die jungenen Männer, denen die Reichsverfassung die Regelung des Vereinswesens unzulässig für Reichsangelegenheit erklärt. Nur also das deutsche Vereinsgesetz zu entdecken, auch wenn man schon ein halbes Jahrzehnt in die Vergangenheit zurückkehren

\* Sie: „Der Spiegel“. Schrift von Wilhelm v. Scholz. Seite 250.

bis in die Zeiten des alten deutschen Bundes. In diesem Herrschaft der deutschen Einheit war bekanntlich von Einigkeit blos die Rede, wenn es sich um Unterdrückungsmaßregeln handelte. Und so ist denn auch die Regelung des Vereinswesens, zu der sich der Bundesrat am 13. Juli 1854 aufsichtswollte, eine feine Marke. Der Name Sozialistengesetz wäre passender; denn mit diesem Meisterstück Bismarck'scher Staatskunst berührt sich das vereinsgesetzliche Machtwort der Frankfurter Bundesbrüder in auschlaggebenden Punkten so eng, daß die Sozialisten tödterei Bismarcks, der damals Preußens Bevollmächtigter beim Bundesrat war, blos als Absatzstück des Frankfurter Vorbildes erscheint. Die Normierung des Vereinswesens durch den Bund erfolgte überhaupt blos im Hinblick auf die „rote Gefahr“, die von 1848 her den herrschenden Gewalten wie ein Alb auf der Brust lag. „Nachdem von verschiedenen Bundesregierungen“, sagt ein Bericht, durch den die Gesandten Österreichs und Preußens am 14. April 1853 Abwehrmaßregeln gegen die Arbeiterbewegung vorschließen, „auf diplomatischem Wege auf die Gefahren aufmerksam gemacht worden ist, mit welchen die öffentliche Sicherheit durch die Unzulänglichkeit der über einen großen Theil von Deutschland verbreiteten Arbeitervereine bedroht ist, glauben die Regierungen von Österreich und Preußen den Wünschen ihrer Bundesgenossen entgegenzukommen, wenn sie die Frage in Anregung bringen, auf welche Weise der verderbliche Einfluß, den jene Vereine, namentlich auf den Handwerkerstand ausüben, abzuschneiden sei.“ Sie hatten gemeinsame Maßnahmen in Sache des Vereinswesens für notwendig und beantragten, den politischen Aufschluß mit der Veröffentlichung über geeignete Knebelparagraphen zu bemühen. Als liebliches Ergebnis dieser Anregung präsentiert sich nun eben der Bundesbeschluß vom 13. Juli 1854, der „im Interesse der gemeinsamen Sicherheit und Ordnung“ für sämtliche Bundesstaaten „allgemeine Grundsätze des Vereinswesens“ aufstellt. Die Grundsätze sind natürlich gediegen. Der Paragraph 1 spricht mit klassischer Vielseitigkeit nur solchen Vereinen Duldung zu, die sich darüber genügend auszutzen vermögen, daß ihre Anteile mit der Bundes- und Landesgesetzgebung im Einklang stehen und die öffentliche Ordnung und Sicherheit nicht gefährden. Verboten wird dann unter Anderem die Teilnahme von Wundärzten, Schülern und Lehrerinnen an politischen Vereinen, die Verbündung verschiedener Vereine miteinander, verfügt die polizeiliche Überwachung und Auflösbarkeit von Versammlungen und Vereinen. Des Bildes Stern aber steht in § 8: „Im Interesse der gemeinsamen Sicherheit verpflichten sich sämtliche Bundesregierungen ferner, die in ihren Gebieten etwa noch bestehenden Arbeitervereine und Verbrüderungen, welche politische, sozialistische oder kommunistische Zünde verfolgen, binnen zwei Monaten aufzuheben und die Neubildung solcher Verbindungen bei Strafe zu verbieten.“ Daraus nun nicht etwa folgt, daß harmlose Vereine von Bundesregen gestattet sind; vielmehr steht § 3 der Landesgesetzgebung ausdrücklich das Recht, überhaupt keine Vereine zu dulden. So ist die einheitliche Regelung des Vereins im Deutschen Lande aus. Wenn sie im Deutschen Reich eine fröhliche Heimat erlebt, so würden wohl selbst die Staatsverhältnisse aus dem Lande des Ochsenkopfs, wo das Vereinsrecht bis heute zu den verbreiteten Gründen gehört, ein verartiges Vereinsgesetz für eine erfreulichs-werte Ergänzung der deutschen Einheit halten.

sprang dann im Saltomortale auf eine Sitzstange und war überhaupt die personifizierte Geléitigkeit. Der Hänfling aber entsetzte sich außerordentlich in diesem blauen, beweglichen Ding, er saß ganz unten im Sunde, er war wirklich fast plattgedrückt unten am Boden und verfolgte jede Bewegung der Blaumeise mit ausgerichtetem Halse. Die Letzte sowie der Stieglitz, fanden nun auch bald das Sitztun und da es ihnen gut schmeckte, so befanden sie sich nach kurzer Zeit ganz behaglich. Der Hänfling dagegen, der überhaupt ein sehr scheuer Vogel von Anfang an gewesen war, blieb schüchtern auch noch den Tag darauf. Am diesem Tage machte er indeß plötzlich einige Angriffe auf die Blaumeise. Diese war jedoch nicht mehr aus dem Gleichtakt zu bringen. Sie gerierte sich garnicht vor dem Hänfling und hüpfte dicht vor seiner Nase auf den Gutternapf und holte Hansorn auf Hansorn daraus hervor, um jede-mal wenn sie eins genommen, damit auf die Sitzstange zu fliegen, es zwischen die beiden Füße zu nehmen und sehr geschwind auf dasselbe einzuhauen. Der Stieglitz hatte sich nun auch ein sehr behäbiges Wesen zugezogen, er war langsam, aber bestimmt in seinem Benehmen. Der Ronne behagte es in ihrem neuen, etlichen Heim sehr wenig, sie piepste immer mit ihrer hohen kräftigen Stimme den einen klagenden Ton. Der Hänfling aber guckte öfter nach ihr hinüber — es machte den Eindruck, als ob er sich nach seinem alten Käfigkameraden sehnte. Noch ein paar Tage und all Aufregung hatte sich gelegt. Man hatte sich aneinander gewöhnt und eingesehen, daß die Nachbarn nichts schlimm waren, wie es zunächst den Anschein gehabt hatte.

**Selbstthätige Pflanzentränker.** Zur rationellen Blumentpflege gehört bekanntlich das regelmäßige Bewässern der Pflanzen; dieses muß mit großer Gewissenhaftigkeit durchgeführt werden, wenn man den Erdboden immer in der erforderlichen Feuchtigkeit erhalten will. Zur Erleichterung der Pflege von Pflanzen bringen seit länger Zeit einige Glasbütten recht praktische Vorrichtungen in Gestalt der selbstthätigen Erdtränker zur Einführung. Eine solche Vorrichtung besteht aus einem eigenartig geformten Glase, dessen röhrenartig gehaltene untere Hälfte theils seitlich eitrige Löcher enthält, theils unten führt abschließend. Wird der Tränker in ein Gefäß mit Wasser gelegt, so füllt er sich mit der Flüssigkeit, der man gegebenen Falles auch Düngungsmaterialien die sich im Wasser auflösen, aufzehren kann. Nunmehr wird der Pflanzentränker mit seinem spitzen Ende in die Erde und zwar in die Nähe der Pflanzenwurzeln gesteckt. Bei sehr trockenem Erdboden wird nun der Inhalt des Tränkers schnell, bei feuchtem Erdboden langsam entleert. Der Ausfluß des Wassers kommt dadurch zu Stande, daß entsprechend der Saugfähigkeit der Wurzeln und der Wurzelverbindung der Tränkerinhalt in das Erdreich gelangen kann, während dafür die Luft von unten in das Glasgefäß eindringt; auf diesem Wege wird also auch die Flüssigkeit des Blumenträners fortgesetzt durchlüftet und vor Fäulnis bewahrt. Derartige Pflanzentränker werden für Blumentöpfe in kleinen Größen (von  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{1}{4}$  Liter Inhalt) und für größere Kübelgefäße bis zu 5 Liter Fassungsraum hergestellt. Das allmäßige Austreten des Wassers aus solchen Blumentrännern bringt eine ungemein zweckmäßige Durchfeuchtung des Erdbodens zu Stande, so daß man also das lästige Gießen vollständig erspart. Im Sommer vermag der Inhalt des Pflanzentränkers für einige Tage, im Winter oft sogar mehrere Wochen die Erde genügend feucht zu halten, ehe der Wasservorrat erschöpft und damit eine neue Füllung erforderlich ist. Die Farbe der Tränker ist meist grün, so daß die unauffällig zwischen den Pflanzen untergebrückten werden vermögen; die eigenartige Konstruktion lädt den praktischen Apparaten eine große Haltbarkeit. Für Blumentöpfe werden diese Bewässerungsvorrichtungen auch als tollenartiges Gefäß mit so langer Glassröhrchen gesiebt, daß man diese gleichzeitig als Stab zum Festigen des Büschels benutzen kann. Diese Tränkungsvorrichtungen können natürlich in verschiedenen Ausführungsformen und Farben erzeugt werden, so daß sie sich auch deftigsten Blumenarrangements leicht anzupassen vermögen.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.